



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreihunddreißigster Jahrgang.

N^o 42.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Verdacht und Schuld.

Erzählung von E. Grun.

3.

An einem Novemberabend bei heftigem Schneegestöber kam ein Fremder im Städtchen Frainstein an.

Er ließ seinen Schlitten dort zurück und wanderte, trotz der Gegenreden des besorgten Gastwirthes und ohne den neugierigen Fragen desselben nach Woher und Wohin die mindeste Beachtung zu schenken, zu Fuße weiter.

Der Fremde war ein Mann von beiläufig fünfundsiebzig Jahren mit sonnenverbranntem Gesicht, schwarzem Haar und Bart und dunklen Augen. Nicht lange beschien das flackernde Licht der Frainsteiner Straßenlaternen die sehr hohe, schlanke, aber breitschulterige Gestalt des fest und sicher dahinschreitenden Herrn. Bald lag das Städtchen hinter ihm.

Den Weg nach dem Schlosse mußte er gut kennen, denn trotz Dunkelheit und Schneesturm vermied er die bei solchem Wetter nicht ungefährliche Abzweigung desselben nach der Schlucht an der Flußseite und stand bald wohl behalten auf dem Schloßplatze. Jetzt schritt er nicht nach dem in schwachen Umrissen sichtbaren Portale, sondern wandte sich rechts und ging durch den Thorbogen nach dem Wirthschaftshofe mit dem rückwärtigen Schloßeingange.

Hier empfing ihn lautes Hundegebell. Er achtete dessen nicht, bis plötzlich heller Lichtschein in seine Augen fiel und unmittelbar darauf ein großer, schlanker Hund mit freudigem Gebell in ungestümen Sprüngen auf ihn zugelaufen kam und ihn mit Liebkosungen überhäufte.

„Nello, Nello, was hast du?“ fragte eine Stimme und ein alter Mann trat über die Schwelle der geöffneten Thüre. „Alle guten Geister,“ rief er, „bewahret uns vor Spuk! Was für ein Schiff geht da vor Anker?“

„Bekannte Flagge, Alter,“ entgegnete der Kommende, „gehört in diesen Hafen!“

„Kanonen los! Es ist Herr Alfonso, unser gnädiger Herr. O, daß meine alten Augen diese Landung noch sehen dürfen! Aber was ist das für ein Brauch, so bei Nacht und Nebel, bei Sturm und Schneegestöber anzufahren, Herr Kapitän!“

Der alte Mann zog den Fremden in das Schloß, nahm ihm den schneebedeckten Mantel ab und wollte ihn die Treppe hinaufführen.

„Die Wohnung des gnädigen Herrn steht bereit,“ sagte er, „obgleich wir nicht wußten, wann und ob er kommt.“

„Nicht hinauf, Beppo,“ entgeg-

nete der Andere. „Unten will ich bleiben, wie sonst. Ich möchte so wenig als möglich an die traurige Veränderung, welche hier vorgegangen, erinnert sein, ehe ich mich ein wenig eingewöhnt habe. Ist meine alte Kajüte noch unverändert?“

„Das will ich meinen, Herr Kapitän!“

Der alte Diener öffnete eine Thüre und ließ den Herrn eintreten.

„Ah, sogar ein Feuer im Kamin!“ rief dieser überrascht, worauf Beppo selbstbewußt erwiderte:

„Es brennt jeden Abend, seit wir hier Winter haben. Wenn der Dienst drüben gethan war, und er ist jetzt bald gethan, setzte ich mich manchmal herein und dachte an meinen Kapitän — an den todtten Kapitän Vater, und den lebenden Kapitän Sohn.“

„Das war brav, mein Beppo. Du bist noch der Alte.

Dein Anblick ruft mir die lieben vergangenen Zeiten in's Gedächtniß, die Tage, welche ich nie vergessen konnte. Unten im Städtchen begegneten mir lauter neue Gesichter. Um so mehr freut es mich, Dich wieder zu finden. Bist, trotz Deiner Jahre, noch ein flottes Schiff.“

„Ein bißchen led, Herr Kapitän, aber noch seetüchtig.“

Während der junge Mann dem alten Diener wiederholt die Hand schüttelte, läutete es im Korridor.

„Das Fräulein wird den Thee nehmen wollen,“ erklärte Beppo. „Ich werde die Ankunft des gnädigen Herrn melden.“

„Wozu das? Ich überrasche Gertrud. Ich bin begierig, das kleine, schmucke Segelschiff, wie wir sie immer unter uns nannten, wiederzusehen. Sie ist doch gesund?“

„Ja.“

Der junge Mann eilte an dem Diener vorbei durch wohlbekannte Räume bis in den kleinen Salon, wo seine dahingefriedene Tante immer ihre Abende zugebracht hatte.

Auf der Schwelle des Zimmers blieb er stehen. Die Erinnerung an die Verstorbene, die dem verwaisten Neffen viele Jahre hindurch eine Mutter gewesen, übermannte ihn. In seinem wettergebräunten Antlitz zuckte es, mit feuchtem Auge blickte er nach dem leeren Plaze in der Sophaecke, dann nach dem Mädchen am Tische.

Gertrud hatte das Gesicht abgewandt, er sah nur ihr volles Haar und die feine weiße Hand, welche den gesenkten Kopf stützte. In seinem Gedächtnisse lebte ein anderes Bild von Derjenigen, für welche er die herzlichste Freundschaft empfunden hatte und noch empfand.

„Gertrud!“ rief er leise, als sie sich immer nicht regte.

Mit einem Schrei sprang sie jetzt auf, hob, wie abwehrend, die Hände empor und blickte ihn aus weit geöffneten Augen erschreckt an.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unangemeldet überrasche, liebe Gertrud,“ sagte er näher tretend, und bot ihr die Hand. „Sie erkennen mich nicht wieder? Sie wissen nicht, wer ich bin?“ fragte er darauf befremdet, als sie noch immer regungslos da stand und ihn, ohne ein Wort zu sprechen, anstarrte.

„Herr Kapitän Alfonso d'Estrelli,



Der Hausirer. Zeichnung von E. Jillich. (S. 494.)

der lang erwartete Besitzer von Frainstein,“ entgegnete sie endlich, wie aus einem Traume erwachend, und legte ihre Rechte in die seinige.

„Heißen Sie mich willkommen, Gertrud,“ bat er weich. „Sie müssen dieß jetzt allein thun, meine Tante ist geschieden aus diesen Räumen; sie kehrt nie mehr zurück, ihren Platz dort einzunehmen.“

Er ließ des Mädchens Hand los und senkte tief das Haupt. „Sie starb und hatte keine Ahnung davon, wie heiß die Reue in meinem Herzen brannte,“ fuhr er fort, „sonst hätte sie meine Briefe nicht stets uneröffnet zurückgeschickt. Jetzt ist der Tod zwischen uns getreten. Es gibt keine Sühne mehr für meine Schuld. Nie kann ich die Verzeihung der Dahingegangenen mehr erlangen — nie!“

„Meine Wohlthäterin hat Ihnen vergeben, sie hat in alter Liebe Ihrer gedacht,“ sagte Gertrud tröstend, „in der letzten Minute ihres Lebens rief sie nach Alfonso. Im Namen der theuren Todten begrüße ich Sie hier, Herr Kapitän, in Ihrem Eigenthume, als den neuen Herrn von Frainstein.“

Nachdem der junge Mann ruhiger geworden war und am Tische Platz genommen hatte, klingelte Gertrud und bestellte das Souper. Sie selbst bereitete den Thee. Alle Fragen des Seemanns nach der Verstorbenen, deren Leben und Leiden beantwortete sie erschöpft und ruhig in ihrer schlichten Weise. Endlich fragte sie:

„Sind Sie allein gekommen, Herr Kapitän?“

„Allein,“ entgegnete er.

„Wird Ihre Frau Gemahlin bald hier eintreffen?“

„Vermuthlich,“ erwiderte er, und als ihn das Mädchen forschend anblickte, sah sie, daß sein Antlitz finster war, seine Stirne gefaltet.

Sie fragte nicht weiter.

Der neue Gutsheer zeigte sich im Verlaufe des Gesprächs über die Verhältnisse in Frainstein gut informiert. Als Gertrud hierüber staunte, meinte er:

„Andere Leute waren in ihren Mittheilungen nicht so karg wie Sie, mein Fräulein. Vetter Frainstein schrieb mir oft und eingehend. Sie besitzen einen treuen, ergebenen Freund an ihm.“

Da sie keine Antwort gab und die Augen gesenkt hielt, fuhr er nach einer Pause fort: „Alle Menschen, die Sie kennen, haben Sie lieb, Gertrud, meine Tante besaß in Ihnen eine Tochter, die sie mit Aufopferung pflegte, ihr mit kindlicher Zärtlichkeit zugethan war. Warum nur machte die Verstorbene kein neues Testament? Es hätte anders lauten müssen, als das alte. Es ist eine Ungerechtigkeit, daß ich der Erbe sein soll nach Allem, was geschehen ist. Gertrud, gestatten Sie mir wenigstens mit Ihnen zu theilen. Mich drückt der Reichtum, wenn Sie arm bleiben. Nehmen Sie die Hälfte des Vermögens Ihrer Pflegemutter von mir an; ich bitte Sie darum.“

Das Mädchen hatte sich erhoben. Sie stand vor dem jungen Manne in gebietender Haltung und sah ihn streng an. „Würden Sie einen ähnlichen Antrag von mir hören wollen, wenn der Fall umgekehrt wäre?“ fragte sie.

„Nein,“ entgegnete der Seemann offen.

„Dann schenken Sie mir die gleiche Achtung, die Sie beanspruchen, und lassen Sie mich solche Worte nie wieder hören, Herr Kapitän.“

„Verzeihen Sie, Fräulein Stauffacher. Es war unrecht von mir, Ihnen einen solchen Vorschlag zu thun. Aus Ihrem ganzen Wesen spricht Charakterstärke. Vergeben Sie meinen ungeschickten Versuch, Sie wie ein schwaches, hilflosbedürftiges Kind zu behandeln.“

Sie neigte das Haupt und reichte Alfonso die Hand. Er blickte tief in ihre dunklen, ungründlichen Augen.

„Wie sehr haben Sie sich verändert, Gertrud!“ sagte er.

Sie nahm ihren Platz wieder ein. „Die Zeiten ändern sich,“ entgegnete sie ruhig, „und die Menschen mit ihnen. Fünf Jahre sind eine lange, lange Zeit.“

„Lange genug, neue Freunde zu gewinnen, die alten zu vergessen, nicht wahr, mein Fräulein?“

„Ich sprach nicht von Veränderungen unserer Gefühle und Empfindungen, Herr Kapitän. Die Jahre aber reifen und entwickeln den Charakter. Ein Kind von siebenzehn Jahren kann nicht denken und handeln, wie ein Mädchen von zweiundzwanzig.“

Erregt antwortete er: „Eine Uebereinstimmung im Temperament, in der Art, im ganzen Wesen herrscht doch gewöhnlich. In Ihnen aber würde Niemand die heitere, geschäftige, lebhaftige Gertrud, die Sie einst gewesen, erkennen — Niemand!“

„Das mag sein. Ich bin ernst geworden, erscheine kalt — und darum meinen auch Sie, ich müßte der Freunde vergessen haben.“

„Und ist dieß nicht wahr, Gertrud?“

„Nein.“

„Sie haben mir Ihre Freundschaft bewahrt trotz Alledem?“

Gertrud athmete tief auf, dann reichte sie dem jungen Manne die Hand und sprach: „Gewiß, und ich will Ihnen dieselbe immer bewahren. Sie ist fest und treu, wenn sie sich auch nicht in der kindischen Vertraulichkeit der alten Zeiten äußern kann.“

„O, Dank, Dank, Gertrud! Sie haben keine Ahnung, wie noth es mir thut, an die Freundschaft eines edlen Herzens zu glauben.“

„Aber jetzt wird es Zeit sein, für Ihre Bequemlichkeit

zu sorgen, Herr Kapitän,“ sagte das Mädchen ablenkend und klingelte. „Sie werden ermüdet sein, da Sie so schnell gereist sind. Morgen werden Sie Ihrer ganzen Kraft bedürfen. Sie müssen sich in Ihrem Besitzthum installiren. Alles wird sich beeilen, Sie zu begrüßen. Man wird den Schloßherrn mit Besuchen und Geschäften überhäufen. Darum ist es besser, Sie begeben sich zeitig zur Ruhe. Beppo wird Ihr Gepäck gewiß bereits geholt haben. Ah, da ist er selbst!“

Der alte Diener war eingetreten und meldete, daß der Schlitten gelandet und abgetastet sei und daß Herr Kurt von Frainstein den gnädigen Herrn zu sprechen wünsche.

Mit großer Herzlichkeit begrüßte der Amerikaner den neuen Gutsheer auf dessen Zimmer. Die beiden jungen Leute machten es sich am lodernden Kaminfeuer bequem, nachdem der alte Matrose Stühle zurecht gerückt und auf Geheiß seines Herrn einige Flaschen edlen Nebensaftes aus dem Schloßkeller heraufgeschafft hatte.

„Auf gute Freundschaft, lieber Vetter!“ rief der Amerikaner und hob das gefüllte Glas empor. Der Kapitän that Bescheid.

„Es ist Zeit, daß wir aus dem Provisorium herauskommen, daß der Herr von Frainstein seinen Einzug hält. Gold, ein großes Gut kann die Hand, den Kopf des Besitzers nicht entbehren, ohne Schaden zu leiden,“ sagte Frainstein. „Warum haben Sie so lange gezögert, Ihr Erbe anzutreten, bester Herr Cousin?“

„Wie Sie wissen, war ich auf einer Seereise begriffen, als die Nachricht von dem Tode und den letztwilligen Verfügungen meiner Tante eintraf. Später dauerte es wieder geraume Zeit, ehe ich meinen Abschied erhielt. Meine Gegenwart hier kann nicht so nöthig gewesen sein. Um die Verwaltung des Gutes haben Sie sich bemüht, wie Sie es mir versprochen, und der Anwalt meiner seligen Tante, der auch mein volles Vertrauen besitzt, besorgte die weiteren Geschäfte. Wer weiß, wie lange ich hier bleibe.“

„Ihrer Frau Gemahlin scheint Frainstein nicht in besonders verlockender Gegend zu liegen. Sie zieht gewiß für die Wintermonate Spaniens lachende Gefilde unseren schneebedeckten Bergen vor?“

„So ist es.“

Der kurze, kalte Ton der letzten Worte des Kapitäns bestimmte Frainstein, von weiteren Fragen abzusehen. Er sprang auf ein anderes Gesprächsthema über. Er erzählte von der verstorbenen Gutsheer, die ihn vor zwei Jahren so freundlich aufgenommen, ihm sofort die Leitung der Oekonomie übertragen hatte, da eben der Platz des Gutsdirektors erledigt gewesen. Er berichtete von seinen eigenen Schicksalen, von seinen Eltern, die im fernen Westen Amerikas eine Farm besaßen und mit dem einzigen Sohne glücklich und zufrieden gelebt hatten, bis eine Gaunerbande sie überfiel, ausraubte, ihr Haus niederbrannte und den Farmer in dem Kampfe nach verzweifelter Gegenwehr tödtete.

„Auch meine Mutter fand an jenem schrecklichen Tage den Tod,“ fuhr der junge Mann fort. „Zu spät erschien die Hilfe der Nachbarn. Mich trug man verwundet, bewußlos aus den Flammen. Als ich von schwerer Krankheit genas, war ich ein Bettler. Nichts als die leere Stätte, wo unser Haus gestanden, war mir geblieben. Da verkaufte ich den Platz. Das dafür gelobte Geld genügte eben zur Ueberfahrt nach Europa. Ich suchte den Bruder meines Vaters auf; er war todt, aber seine Wittve erbatte sich seines unglücklichen Neffen und schenkte ihm ein Asyl. Das ist meine nicht sehr lustige Geschichte. Ich erzähle sie nicht gerne. Der Wunsch aber, mich dem jetzigen Herrn der Domäne vorzustellen, ließ mich darauf zurückkommen.“

Der Kapitän reichte dem düster vor sich hin Starrenden die Hand. „Sie sollen Ihr Vertrauen nicht zu bereuen haben,“ sagte er herzlich. „Ich will Ihnen als ein Freund zur Seite stehen. So lange es Ihnen bei mir gefällt, sollen Sie Ihre Stellung behalten.“

„Ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner wie eines Schiffbrüchigen annehmen, Kapitän. Ich weihe Ihnen dafür meine treuen Dienste und hoffe, aus diesem Hafen nie mehr vertrieben zu werden. Ich sehne mich nach Ruhe, nach einem bescheidenen Wirkungskreis und“ — er seufzte — „nach häuslichem Glück.“

„Was ich dazu beitragen kann, Ihnen nützlich zu sein, soll geschehen,“ versicherte der Seemann innigen Tones. Er begann jetzt von Gertrud zu sprechen und äußerte sein Bedauern, daß seine Tante kein Testament neueren Datums hinterlassen. Die Erbschaft kommt mir wie ein Raub an dem Mädchen vor,“ seufzte er hinzu.

„Und das Fräulein ist so stolz,“ entgegnete Frainstein, „und will Niemand etwas zu verdanken haben, sie will nichts annehmen, weder aus der Hand der Freundschaft, noch aus jener der Liebe. Dieser Stolz ist Gertruds einziger Fehler. Er zwingt sie, allein und verlassen nach der Schweiz zu ihren armen Eltern zurückzukehren, obgleich sie weiß, daß ihre Liebe hier einen Mann beglücken könnte, der freudig arbeiten wollte, um der Geliebten eine sorgenlose Zukunft zu bereiten.“

Wieder ließ der junge Mann sein Haupt traurig auf die Brust sinken.

„Verzagen Sie nicht,“ tröstete der Kapitän, „dieser krankhafte Zustand muß aus Gertruds Seele schwinden. Sie soll glücklich sein und — hier bleiben. Daß sie nicht arm in das Haus ihres Vaters tritt, dafür lassen Sie mich sorgen, lieber Freund. Sie haben bereits zu viel gelitten, um nicht das höchste Glück zu verdienen.“

„Verzagen Sie nicht,“ tröstete der Kapitän, „dieser krankhafte Zustand muß aus Gertruds Seele schwinden. Sie soll glücklich sein und — hier bleiben. Daß sie nicht arm in das Haus ihres Vaters tritt, dafür lassen Sie mich sorgen, lieber Freund. Sie haben bereits zu viel gelitten, um nicht das höchste Glück zu verdienen.“

„Verzagen Sie nicht,“ tröstete der Kapitän, „dieser krankhafte Zustand muß aus Gertruds Seele schwinden. Sie soll glücklich sein und — hier bleiben. Daß sie nicht arm in das Haus ihres Vaters tritt, dafür lassen Sie mich sorgen, lieber Freund. Sie haben bereits zu viel gelitten, um nicht das höchste Glück zu verdienen.“

Es war spät, ehe sich die beiden jungen Leute trennten und der Amerikaner nach seiner im Wirthschaftshofe gelegenen Wohnung ging.

Als er in sein Zimmer trat, braunte er sich eine Cigarre an und pffiff ein heiteres Liedchen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hausfiter.

(Bild S. 493.)

Vor der Kirchweih oder einem andern Feste ist der Hausfiter im Dorfe eine gern gesehene Person. Besonders junge Männer und Mädchen erwarten ihn mit Sehnsucht. Irgend ein Schmutz oder ein kleines Liebesgeschenk findet sich immer vor in seinem transportablen Laden. Zuweilen bringt er auch Sachen, die einen größeren Werth haben, ein seidenes oder geblümtes Tuch, welches einen passenden Kopfschmuck abgeben würde. Die Mode bringt auch in die Dörfer, wohin sie der Hausfiter einschmuggelt, und der Geschmack unserer ländlichen Schönen richtet sich nach dem Schmuckssinn der Stadtfraulein. Die Wahl wird zuweilen recht schwierig, besonders wenn der Hausfiter mehrere Artikel vorlegt, von denen einer schöner ist als der andere. Da wird Familienrath gehalten, in welcher entschieden wird, was zu dem Sonntagskleide von der oder jener Farbe am besten passen wird. Eine solche schwierige Wahl und ländliche Staatsaktion zeigt unser hübsches, dem Leben abgelaushes Bild.

Arles.

(Bild S. 496.)

Im Louvre zu Paris steht ein Marmorbild, dessen Zauber sich Niemand entziehen kann: die frisch erblickten weiblichen Formen, der feingebildete Mädchenskopf, das griechische Antlitz und der anmuthig geschlungene Haarknoten können die hellenische Abkunft nicht verleugnen. Der Bildhauer Girardon, dem man die Restaurierung des antiken Kunstwerks übertragen, gab dem schönen Körper die fehlenden Arme, legte der neu erstandenen Göttin Spiegel und Apfel in die Hände, und bezeichnete sie nach dem Fundorte als „Venus von Arles“. Eine Stadt, in der man solche Kunstwerke aus der Erde grub und von der man überdies rühmte, daß die dort wandelnden Mädchen auffallend dem Venusbilde gleichen, mußte bald seine Anziehung auf die Pariser Künstler üben; nirgends konnten sie besser an toden Steinen, wie an lebendigen Modellen ihre Studien machen. Und die Stadt erfüllte reichlich, was man sich von ihr versprochen hatte.

Arles, die Hauptstadt des einstigen Arelat, von der Sage zur griechischen Kolonie der alten Phokier gemacht und von den meisten Historikern als älteste Stadt Frankreichs anerkannt, gehört zu den interessantesten Denkmälern der Geschichte aller Zeiten. Wer ihre Straßen durchwandert, hat das seltsame Gefühl, als zöge ihm Jahrhundert um Jahrhundert in unausslöschlichen Bildern vorbei. Schon von ferne — noch ehe man Arles betritt — sieht man das alte römische Amphitheater (die Arena), das, auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, dieß wie eine gewaltige Mauerkrone schmückt. Die schlauen Römer sorgten auch bei den von ihnen unterworfenen Völkern für „Panem et Circenses“, über denen sie der verlorenen Freiheit vergessen sollten. Die Bilder 4 und 6 zeigen das Innere und Aeußere des übermächtigen Baues; die beiden Durchmesser des weiten Ovals betragen 140 und 103 Meter Länge; unbehauene riesige Quadern ruhen ohne Cement oder ein anderes Bindemittel, nur durch die eigene Schwere gefestigt, über einander und bilden die beiden hohen Geschosse der Arena mit ihren je sechzig Arkaden, von denen die unteren im Style der dorischen, die oberen in dem der korinthischen Säulenordnung gegliedert sind. Die Darstellung der Innenseite (4) gibt uns ein Bild der Anordnung der Bühne und der festsitzend anstehenden drei- undvierzig Sitzreihen, auf denen ungefähr fünf- und zwanzigtausend Menschen Platz fanden; die acht kleinen Oeffnungen, welche man in dem die Bühne umschließenden Mauerwerk erblickt, sind die Zugänge zu den trefflich erhaltenen unterirdischen Behältern, in denen die wilden Bestien für die Thiergefechte verwahrt wurden. Zwei vieredrige Thürme (deren einer auf dem Bilde 6 deutlich zu sehen) überragen die hohe Arena; sie stammen aus der Zeit der Sarazenen- und Gothenkämpfe, als man den alten Festplatz zur Festung umgestaltete. In späteren Tagen wurden sie, die fremdartig aus dem aufgeschütteten und überbauten Boden hervorragten, die Veranlassung, dem alten Fundamente nachzuspüren; man beseitigte die elenden Häuser und Hütten, die man mit Benützung des unverwundlichen römischen Materials hier angelegt hatte, und deckte im Jahre 1825 die alte Arena auf. Heute klimmen die Besucher von Arles um der Aussicht willen an ihnen empor und blicken hinaus nach der nahen Steinwüste Grau auf der einen und die blühenden, wasserreichen Gefilde der Provence auf der andern Seite. — Hin nach den romantischen Schlössern der Herren von Beaumont und des guten Königs René, in Tarascon, bis nach dem grauen Avignon mit seiner finsternen Papsburg.

Mächtig, wie einst die römische Welt Herrschaft, sind noch jetzt die Spuren, die sie hinterließ; wir betreten in Arles kaum einen der größeren Plätze, ohne an sie gemahnt zu werden. Reste der alten Mauern grünen uns bei der Einfahrt und ein gewaltiger Giebel, von ionischen Säulen auf edlen Kapitälern getragen, schaut uns auf der Place des Hommes, dem einstigen Forum, entgegen (Abbildung 7). Heute eingemauert in die nächtliche Fassade des Hotel du Nord, bildet er einst ein Stück eines römischen Tempels oder eines öffentlichen Staatsgebäudes. Unweit davon in südwestlicher Richtung betreten wir die Trümmerstätte des alten römischen Theaters, vielleicht des anmuthigsten Gebäudes, das einst Arles geschmückt hat (Abbildung 5). Noch läßt sich aus seinen Ueberresten feststellen, daß an sechszehntausend Zuschauer in seinen Räumen Platz gefunden. Die flache Kissenform der Bühnenwände, die beiden zur Seite derselben heraustrappenden Flügel, die schmale Abgrenzung des Proskeniums sind leicht zu erkennen. Zwei herrliche korinthische Säulen (vier derselben bildeten die Mitte des Theaters) und die Basen der kleineren Marmorsäulen (an den Flügeln des Bühnengebäudes) geben Zeugniß von einstiger Pracht. Die „Venus von Arles“, die unter diesen Trümmern

vergraben war, bildete vielleicht, umgeben von grünen Tänzern, deren Torki theilweise ebenfalls erhalten sind, die reiche Dekoration des Siebels über dem Eingang.

An dieser Stelle soll einst Cyrill, der Diakon des heiligen Hilarius, dem Volke von Arles das Christenthum gelehrt und die Zerstörung der heidnischen Kunstwerke gepredigt haben. Derselbe Fanatismus, der hier im Namen des Glaubens gewüthet, schlug später zur Zeit der französischen Revolution im Namen der Aufklärung den steinernen Heiligen in der Kirche St. Throphimus die kunstvoll gemeißelten Köpfe ab. Es dürfte wohl kaum ein Land geben, in dem Glaubenseifer und Völkerrrieg ungeliger gewaltet als gerade in der Provence, und in dieser kaum eine Stadt, in der man sich mehr an der Kunst jeglicher Epoche verständigt als in Arles. Selbst das alte, ehrwürdige Todtenfeld, die Alycamps, wie man hier die Champs Elysées, die elysii campi, nennt (Abbildung 2), blieb nicht verschont, da auch hier die Sarazenen hausten, auch hier die Papisten gegen Hugonotten und Albigenser kämpften und sogar die Freigeistigen der französischen Revolution gerade in der Provence von den rohen Gejellen eines Jourdan Goupette verschont wurden. Neunzehn große Grabkapellen, heute meist nur öde Trümmerhaufen, waren einst die Pieder des von Dante und Ariost besungenen friedlosen Friedhofs. Wer heute den (nach Dante's Worten) „von Gräbern unebenen Boden“ betritt, wird nur selten an dessen frühere Bestimmung gemahnt. Eine schattige Promenade führt seit fast vierzig Jahren durch die Gänge der Todten, und kaum sichtbar, verborgen hinter den hohen Bäumen liegen die Reste der alten Mauern mit dem hohen Portal, durch das man zu den zwei noch theilweise erhaltenen Kapellen gelangt; eine derselben trägt das Wappen mit den drei Ferkeln im Mittelfeld; sie ist die Grabkapelle der lampförmigen „Porcelains“, der provenzalischen Ritter von „Schweinchen“.

Aber wer dürfte sagen, er kenne Arles, und hätte die fortlebenden Ueberreste griechischer Schönheit, die arlesischen Mädchen, nicht gesehen? Welcher Fremde käme nicht zur Sonntagsmesse in die alte Kathedrale St. Throphime's, mit ihren herrlichen Klosterhängen, von denen der Franzose sagt, daß sie, wie Troja beim Klang der Pyra, unter den Tönen der Orgel entstanden seien? Hier trifft man nach alter Sitte die Arleserinnen zum Gottesdienste versammelt; nach beendeter Andacht schreiten sie in langem Zuge durch das hohe, prächtige Portal, um auf der Place de la Republique plaudernd zu lustwandeln. Bei ihrem Anblick vergeht man, daß man sich in einer französischen Stadt befindet; ein eigener Typus von seltenem Reize hat sich hier aus der Mischung griechischer, römischer und orientalischer Blutes herausgebildet; die Tracht ist der heutigen Mode fremd und doch gar leidlich, und die provenzalische Sprache klingt hier reiner und jangvoller als anderswo. Man hat nicht übertrieben, als man behauptete, die arlesischen Mädchen gleichen noch heute dem alten Venusbilde im Louvre: der edel geformte Kopf, die niedrige Stirn, vom dunklen, einfach geschichteten Haar umrahmt, die sinnigen schwarzen Augen, die fein geschnittene Nase sind echte, lebendige Ueberreste der seit mehr als zweitausend Jahren gerühmten hellenischen Schönheit. — Ein schmuckes weißes Ringelhaubchen (siehe Bild 3), das die Haare möglichst frei läßt, sitzt zierlich auf dem Hinterkopfe, zwei breite Bänder fallen von ihm auf den Nacken herab; der Hals ist meist unverhüllt, das schwarzfarbene Oberkleid ist tief geschlitzt und läßt ein reichgefaltetes, weniger geschlitztes Hemd sichtbar werden; die enganliegenden Ärmel sind oberhalb der Hand mit weißen Krausen besetzt, und ein hellfarbiger, meist gestreifter Rock fällt vom Gürtel nieder. Es ist eine schlichte, mehr ländliche als städtische Tracht; aber sie hebt die vollen und ebenmäßigen Formen ihrer Trägerinnen und verdient das Lob, das der neuprovenzalische Troubadour Mistral ihr in seiner „Mireio“ gesungen. Zu allen Zeiten bildete die letzte Pariserin mit Reiz auf ihre Nebenbuhlerin zu Arles, die ihr gleichsam an Witz und Plauderkunst und sie weit übertraf an Schönheit und Sitte. Erst wenn die Jahre an sie herantraten, von denen es heißt, daß sie uns nicht gefallen wollen, tröstete sie sich damit, daß man die Kunstmittel, durch die man die Falten auf Stirn und Wangen verbirgt, besser im jungen Paris als im alten Arles verstehe und daß die alten arlesischen Weiber mit deren breiten Kopftüchern (siehe Abbildung 1) nichts gemein hätten mit den alten Hellenen.

Ludwig Weigel.

Aus dem Reiche der Erfindungen.

Von
Arthur Gerson.

(Nachdruck verboten.)

Am Stammtisch in den „Drei Enten“ bewegte sich bald nach Bleffing's Eintreffen die Unterhaltung wieder auf dem in letzter Zeit so beliebt gewordenen Gebiete.

Ein junger Baumeister Namens Mollberg begann, sich zu Schroth wendend:

„Nun, Herr Professor, jetzt werden Sie bei Ihren Schülern, die Brillen tragen, recht aufpassen müssen, daß man sich nicht mit Hilfe des Mikrophotostops das Auswendiglernen und Nachdenken erspart!“

„Ich kenne den von Ihnen erwähnten Gegenstand nicht,“ erwiderte der Angeredete, „sollte aber meinen, daß meine jungen Herren in Bezug auf das Erfinden von Erfindungen für das Gedächtniß einer Unterstützung wenig bedürftig seien!“

„Ohne Zweifel! Das Mikrophotostop, das, beiläufig bemerkt, ein englischer Schulmeister — also ein Kollege — erfand, wurde aber auch keineswegs mit Rücksicht auf ein derartiges Bedürfniß geschossen. Dennoch würde es sich letzterem, wie ich meine und durch eine kurze Erklärung seiner Einrichtung darthun werde, leicht aneignen lassen, wenn man es nicht glücklicherweise, wo man von seiner Beschaffenheit Kenntniß hat, bei einiger Aufmerksamkeit zu entdecken und damit unschädlich zu machen vermöchte. — Sie kennen gewiß alle die kleinen Glaslinsen, die man, besonders vor einigen Jahren, als derartige Gegenstände modern waren, in Cigarrenspitzen, Federhalter und dergleichen einsetzte und die bei ihrer geringen Brennweite so stark vergrößerten, daß man nicht nur die untergelegten winzigen Photogramme deutlich beobachten, sondern auch die oft unter letzteren befindliche Schrift bequem lesen konnte. Denken wir uns nun derartige Linien, und zwar zwei, drei oder mehrere derselben neben einander in die entsprechend verstärkte Fassung einer Brille, über oder unter den Gläsern, eingesetzt und als

Unterlage mikroskopische Photogramme der Aufzeichnungen, welche man zu beobachten wünscht, so haben wir ein Mikrophotostop. Die kleinen Durchbohrungen der Brillenfassung sind nur bei sorgfältiger Beobachtung wahrzunehmen; eher fällt schon die kleine Verstellung des Auges, zu welcher sich letzteres übrigens leicht bequemt, auf. Ich werde mir nächstens in meine Brille Umrechnungstabellen, die ich oft gebrauche, einsetzen lassen, um solche bei Bedarf sogleich vor Augen zu haben.“

„Da könnte ich ja wohl auch für meine Vorträge von der neuen Erfindung profitieren!“ warf Schroth ein. „Mein Gedächtniß beginnt schwach zu werden und Geschriebenes halte ich, wenn ich spreche, einmal nicht gern in der Hand. Solche kleinen, im Brillenrande untergebrachten Aufzeichnungen, auf die ich gelegentlich einmal einen flüchtigen Blick werfen könnte, wären dagegen schon eher nach meinem Geschmack.“

„Da brauchen Sie,“ sagte Mollberg, „nach Beschaffung einer entsprechend ausgerüsteten Brille nur die betreffenden Notizen hübsch deutlich aufzuschreiben, photographisch verkleinern zu lassen und die kleinen Photogramme unter den Linien zu befestigen. Für Anwendungen dieser Art ist ja das Mikrophotostop in erster Linie bestimmt. So kann der Reisende seine Fahrpläne und Karten, der Sänger seine Texte, der Kriminalpolizist die Bildnisse des Verbrecheralbums, der Verkäufer seine Preislisten im Brillenrande mit sich führen und stets durch eine leichte Wendung des Blickes vor Augen haben.“

„Was fange ich aber an,“ fiel Hirschstein ein, „der ich überhaupt keine Brille trage?“

„Nun, Sie müssen eben in der kritischen Zeit eine Brille mit gewöhnlichen Vangläsern tragen. Wie angenehm wäre es aber dann, wenn Sie beim Anhören einer Oper den Text schon durch eine kleine Wendung des Auges verfolgen könnten?“

„Nach Ihren Auseinandersetzungen,“ bemerkte Müller, „wäre ja das Mikrophotostop das reine Mädchen aus der Fremde, das Jedem etwas bringt. So neugierig ich nun bin, dasselbe kennen zu lernen, so bin ich doch noch viel neugieriger, Bestimmteres über eine neue Erfindung zu erfahren, von der ich heute in einer ausländischen Zeitung las und über die ich Ihnen Mittheilung machen will. Ich schide für den Fall, daß Ihnen bei meiner Erzählung Zweifel und Bedenken aufstiegen sollten, voraus, daß ich mich gleichfalls derselben nicht zu erwehren vermag, daß sich aber andererseits meine Quelle bisher stets als verläßlich erwies. Ich bitte also um Nachsicht — relata refero!“

„Sie machen uns in der That gespannt,“ warf Hirschstein ein, „und ich bin auf etwas Hochsensationelles gefaßt!“

„Sie dürfen es auch sein!“ fuhr Müller fort, „denn es ist doch wirklich nichts Alltägliches, wenn man berichtet, es sei gelungen, Leichen, wirklichen, todtten Leichen wieder Leben einzuhauchen. Nichts Geringeres soll aber ein Arzt Namens Armitage in der Stadt Denver (Vereinigte Staaten) vor kurzem thatächlich vollbracht haben.“

„Das erste Versuchsthier war ein mittelgroßer Dachshund, den man durch einen Einschnitt in die Halsarterie verbluten und dann todt und steif drei volle Stunden in einem Zimmer, dessen Temperatur auf 21 Grad Celsius erhalten wurde, liegen ließ. Nun wurde er in warmes Wasser gebracht, tüchtig gerieben und massirt, bis die Glieder geschmeidig wurden. Während alldem einer der Assistenten mit dem Reiben der Glieder fortfuhr und ein zweiter die Transfusion von Blut aus den Adern eines großen Kaufmänners vornahm, bediente Armitage selbst einen Blasebalg, der mittelst eines in die Luftröhre gedachten Gummirohres abwechselnd Luft in die Lungen drückte und aus denselben abzog. Nachdem man etwa ein halbes Liter Blut übergepumpt hatte, waren die ersten Veränderungen am Körper des Hundes wahrnehmbar und bald stellten sich tonusvolle Zustände ein. Schließlich röchelte der Hund, die Gummiröhre wurde entfernt, das Thier winkelte und versuchte sich aufzurichten, was ihm auch zuletzt gelang, und bald saß es da und verzehrte eine Fleischbrühe, die man ihm für den Fall seiner Aufsehung schon vorher bereit gestellt hatte. Nach zwei Tagen war der Hund wieder so weit hergestellt, daß er auf der Straße herumlaufen und seine früheren Beschäftigungen wieder aufnehmen konnte. Später hat Armitage mit einem Kalbe, das zwölf Stunden, ja einem Hunde, der achtzehn Stunden todt gewesen, mit gleich glücklichen Erfolge experimentirt. — Sie lächeln, meine Herren!“

„Nun, Sie gestatteten uns ja von vornherein einige Zweifel und Bedenken,“ erwiderte Bleffing, „und wir machen jetzt von Ihrem glühenden Anerkennen beschiedenen Gebrauch. Die Sache ist wohl für uns hier noch nicht ganz spruchreif, dabei auch für unsern Stammtisch ein wenig gar zu blutig.“

„Nun, lieber Hirschstein, Sie wollen doch mit dem blanken Messer da nicht etwa gleich die Versuche zu Herrn Müller's Vortrag anstellen?“

„Keineswegs, ich möchte nur ein eigenthümliches Gartenmesser präferiren, das mir heute die bekannte Fabrik von Gustav Dittert in Neustadt in Sachsen als Muster zusandte. Dasselbe wird als „Echternmesser“ bezeichnet und vereinigt, wie Sie sogleich sehen werden, thatächlich Gartenmesser und Baumschere in sich. Der Champagnerhaken dient zugleich als oberes Echternblatt und bleibt, nachdem ich jetzt diesen Schließhaken gelöst habe, nur mit der einen Hälfte des in der Längsrichtung getheilten Hakens in Verbindung. An der andern Hälfte sitzt diese prächtig gearbeitete Gartenklinge, deren Rücken hier unten als untere Schneide der Schere wirkt. Die beiden Hefthälften, welche eine Feder auseinanderhält, drückt man als Echternschäkel gegen einander. Sehen Sie, bitte, einmal, wie ich hier, mangels geeigneteren Materials, diese Streichhölzer wahrhaft spielend zerhacke!“

„Das beweist nun gerade noch nicht viel, denn Zweige pflügen stärker zu sein!“ sagte Mollberg, der ärgertlich einen Streichholzabstich, der ihm in das Bier geflossen war, aus diesem herausfischte. „Ich wundere mich nur, daß sich die Gartenklinge, während ihr Rücken schneidet, nicht umlegt.“

„Das kann sie deshalb nicht,“ versetzte Bleffing, „weil man, um die Ringe umlegen zu können, erst hier eine Stellschraube auslösen muß. Damit Sie sich von der wirklich erstaunlichen Leistungsfähigkeit der Schere, wie ich es heute gleichfalls that, durch Versuche im Garten überzeugen können, bitte ich Sie, das Echternmesser mit sich zu nehmen!“

Mollberg nahm das Instrument, das nicht größer als ein gewöhnliches Gartenmesser war, dankend in Empfang und steckte es zu sich, nachdem er es, um die helle Politur der Stahltheile nicht zu beschädigen, in etwas Papier eingeschlagen hatte.

Auf der Zobeljagd.

Skizze

von

A. Maximow.

I.

Der geneigte Leser folge in Gedanken nach Asiens fernem Osten, in das russische Amurgebiet. An den Ufern des Ussuri, welcher die Grenze zwischen der Mandschurei und der russischen Küstenprovinz bildet, liegt das Land der Chodsener, halbwildes Sibirien, welche in dieser Geschichte die Helden sind.

Der Oktober hat schon bitteren Frost gebracht und die hellen Wasser des Ussuri mit einem festen Eispanzer bezogen. Ueber die flachen Ufer hat sich eine glänzende Schneedecke ausgebreitet. Majestätische Ulmen und schlanke Pappelweiden stehen laubentblößt inmitten der starren Natur und tragen phantastischen Spitzenbehang an den Ästen. Eilige Winde wehen von Norden in's Land und melden gar rauhen Winter. Jetzt naht die beste Zeit für den ertragreichen Fang der Pelzthiere.

Im Dorfe Rutsch-Aua herrscht ein ungewöhnlich reges Leben. Ueberall werden Anstalten getroffen zu einem weiten Ausflug auf die Zobeljagd. Vor den Hütten stehen Norten (schmale Schlitten), bespannt mit muskulösen Hunden und hoch beladen mit Jukola (getrockneten Fischen), Hirse, Salz, Tabak, Schießpulver, Blei und anderen nöthigen Vorräthen. Die Hunde haben sich vor den Norten im Schnee gelagert. Die Chodsener, mit Gewehren auf dem Rücken, tragen warme Leibrüde aus Renntierfell und Waschbärenmäuzen mit herabhängenden Hinterstücken und langen Ohrenklappen; sie nehmen Abschied von ihren Weibern und Kindern, die in hellen Haufen aus den Hütten hervorblicken. An die Füße der Auszügler, die in weiche Fellstiefel gehüllt sind, bindet man leichte Schneeschuhe. Jeder Mann nimmt seinen Orstel in die Hand, einen langen Stab, welcher bei der Fahrt mit Hunden nicht zu entbehren und beim Aufsteigen und Niedergleiten an steilen Gehängen gute Dienste leistet.

Mitten aus den Gruppen der Abschiednehmer schimmert die flink hin und her huschende Gestalt des chinesischen Pelzhändlers Mandzi-Schan-Lai, eines der nimmermatten Exploiteure der harmlosen sibirischen Wilden. Dieser Mann läuft unter den Chodsenern herum wie ein hungriger Wolf unter hilflosen Schafen. Sein hartes Gesicht trägt den Stempel seltener Habgier. Die kleinen, stechenden Augen lobern unheimlich verlangend. In fieberhafter Hast eilt er von einer Gruppe zur andern und vergiftet die letzten Minuten des Abschieds.

„Chuaschu, Du hast mir noch siebenzehn Zobel zu entrichten! Merk' es Dir genau, sonst wirst Du mir wieder Streit anfangen!“

So fährt er einen jungen Chodsener an, welcher ein rothbackiges Knäblein auf den Armen hält. Neben dem Jäger steht ein anmuthiges junges Weib mit tohlschwarzen Augen, die verstohlen unter langen Wimpern hervorblicken.

„Gewiß, ganz richtig!“ gibt Chuaschu mit knechtischer Ergebenheit zur Antwort. „Vergiß nur ja nicht, lieber Herr, meiner Chise alles Nöthige herbeizuschaffen. Ich will ja Alles treulich bezahlen.“

„Es soll ihr an nichts fehlen, Chuaschu; darüber will ich besondere Rechnung führen. Nur hüte Dich! Alle Zobel an mich zum festgesetzten Preise! Wenn Du nur ein Stück verhehlen wirst, sollst Du es lange Zeit bitter zu büßen haben!“ lispelt Schan-Lai mit drohender Geberde und eilt dann weiter.

„Ja, freilich an Dich...“ grollte Chuaschu im Stillen und stieß einen tiefen Seufzer aus. Dieser Märtyrerseufzer drang der armen Chise wie ein Messerstich in's Herz.

„O, dieser verdammte Schaitan! Er hat uns schon ganz und gar zu seinen Sklaven gemacht! Daß ihm ein Renntierknochen im Halse stecken bliebe!“ murrte das junge Weib, dem Chinesen ihre bösesten Blicke nachschleudend.

„Still, Chise, still!“ wehrte ihr Chuaschu voll Angst. „Wenn er es hört, wird er uns schlimmeres Leid anthun, als der Amba (böser Geist).“

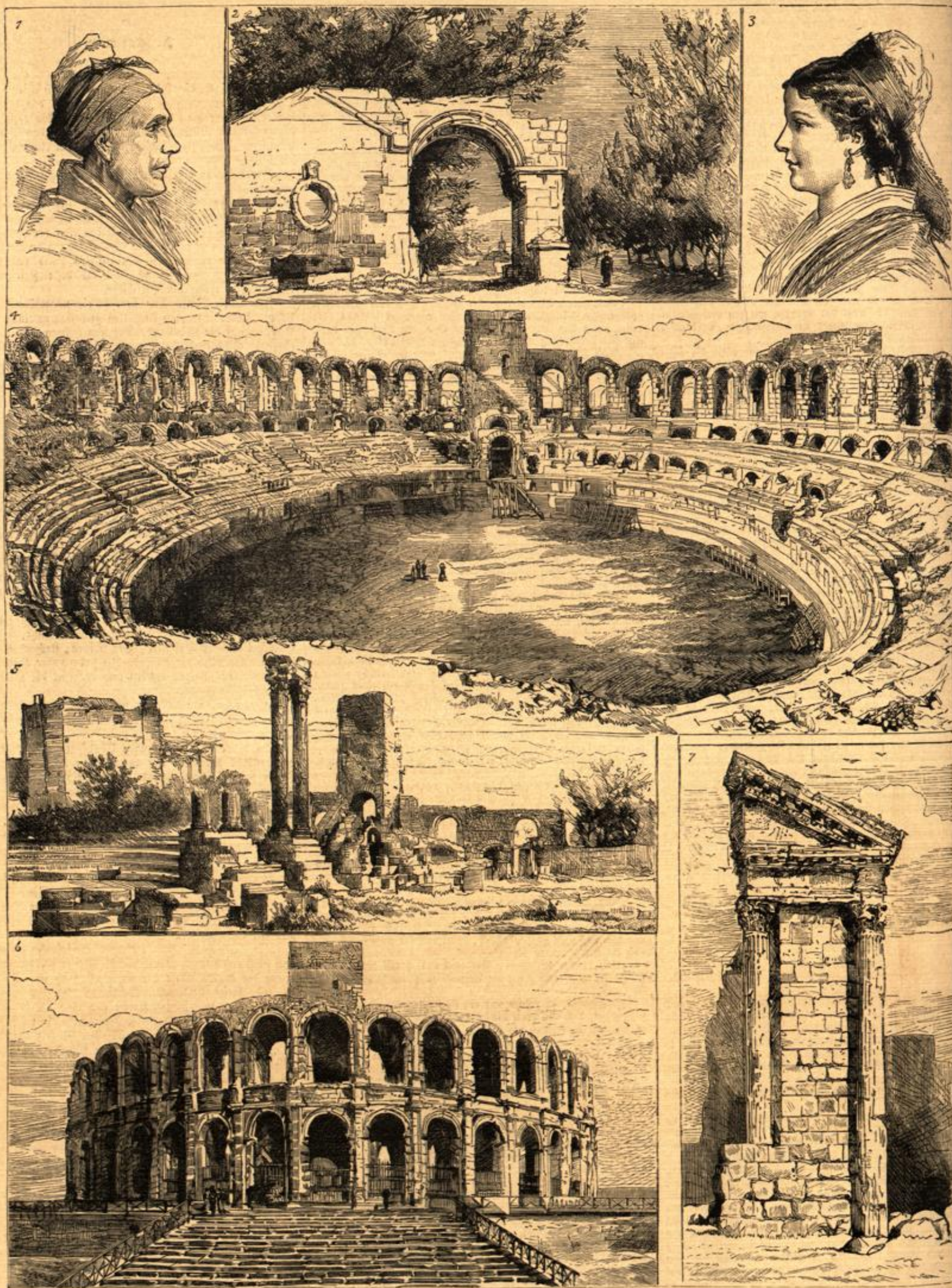
Chise verstummte und biß sich die Unterlippe blutig. Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch und zwei große Thränen perlten aus ihren dunklen Augen. Chuaschu küßte schweigend das Söhnlein und versank in kummervolles Brüten über sein hartes Joch. Nach einer Weile fuhr er hastig auf, setzte das Kind zur Erde und wandte sich an sein Weib.

„Lebe wohl, Chise! Schau, unsere Leute stehen schon alle bereit.“

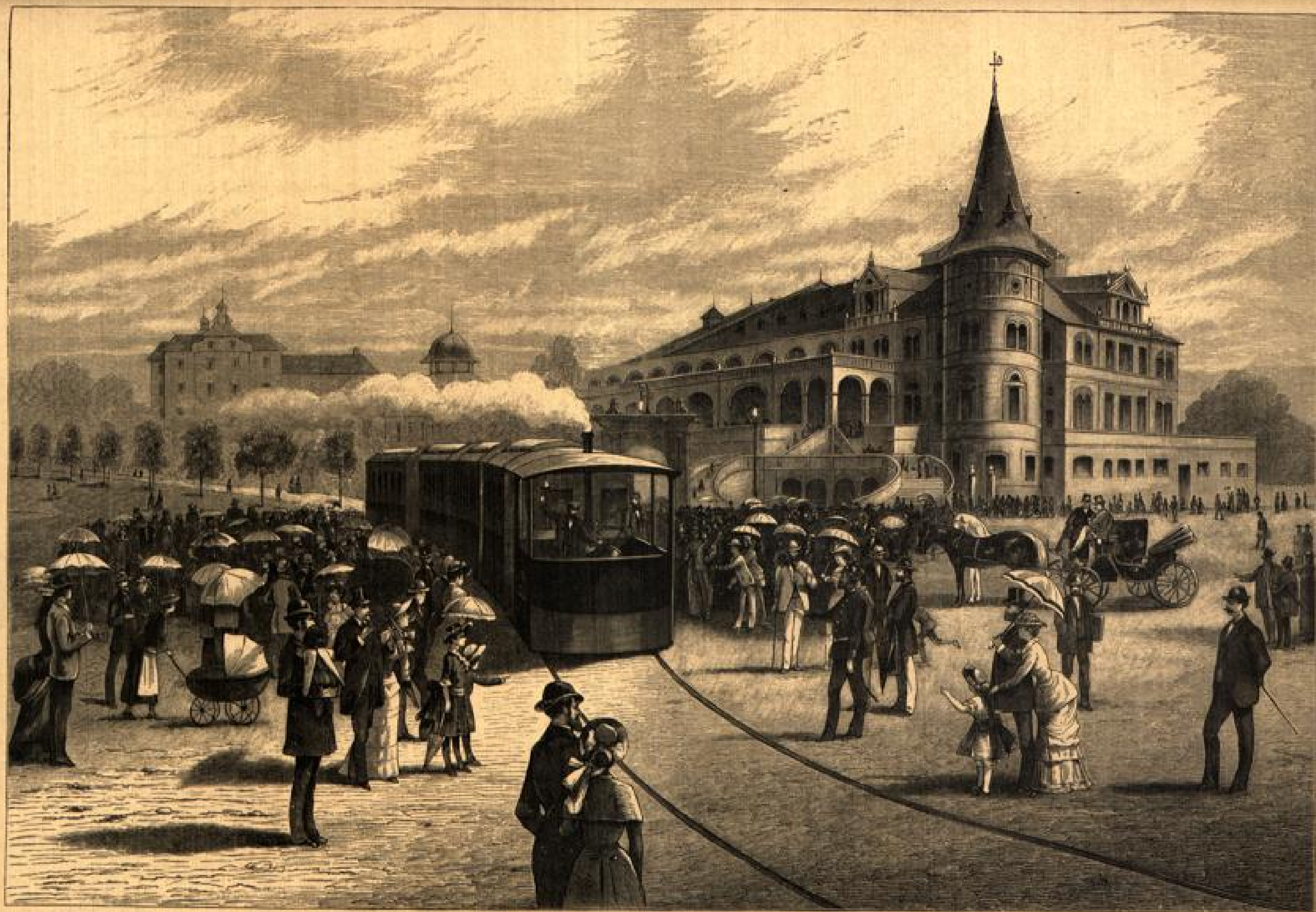
Chise küßte ihren Mann; große Thränen rollten über ihre Wangen.

Sie nahm das Söhnlein an der Hand und eilte, ohne sich noch einmal umzusehen, in die Hütte. Chuaschu ging trauervoll an seine Norten und rief die Hunde an. Diese sprangen wild auf, zogen an und flogen pfeilschnell dahin über den weichen Schnee. Chuaschu glitt behende auf seinen Schneeschuhen über die blendend weiße Niederung den anderen Pelzjägern nach.

Die Jagdgenossenschaft von Rutsch-Aua bestand aus zwanzig Mann und fünfzehn Norten. Vor jeder Norte waren zehn Hunde angespannt. Die flugen, kräftig gebauten



1. Eine alte Frau. — 2. Eingang zu den „Alcamps“ (Champs Élysées). — 3. Ein junges Mädchen. — 4. Das Innere des Amphitheaters (Arena). — 5. Reste des römischen Theaters. — 6. Das Aeußere des Amphitheaters. — 7. Reste auf dem alten Forum.



Der Eisenbräuteller in München. Nach einer Skizze von P. Bauer. (S. 410.)

Thiere, durch laute Zurufe ihrer Herren angespornt, liefen lustig und wacker darauf los. An der Spitze des Zuges, welcher sich in geschlängelter Linie über die hügelige Landschaft dehnte, flog wie der Wind ein schon völlig ergauter, aber noch rüstiger Alter voraus, der Führer dieses gewerblichen Ausflugs. Razim, so hieß der Mann, genoss unter den Stammesgenossen den Ruf eines unübertrefflichen Schützen und überaus wackeren Jägers. Niemand kannte besser als er alle geheimen Schlupfwinkel der Pelzthiere, Niemand wußte diesem Wilde so trefflich auf die Spur zu kommen, ihm so geschickt eine Falle zu stellen und mit so wunderbaren Kunstgriffen sich aus den schwierigsten Lagen herauszuhelfen. Schon von seinem zehnten Lebensjahr an hatte Razim an allen Jagdzügen theilgenommen. Jeden Winter, bald ein halbes Jahrhundert lang, hatte er im geheimnißvollen Urwalde verbracht und in elenden Felzhütten, die flüchtig aus Baumzweigen zusammengemacht, sein Lager gehabt, unermüdet bei der Jagd auf Zobel, Hermelin, Marder, Otter, Silberfuchs, Schuppenhund.

Gegen Abend machten die Jagdgenossen Halt in einem dichten Eichenwäldchen, welches über den sanften Abhang eines kuppelähnlichen Hügels ausgebreitet lag; sie befanden sich am Fuße eines Ausläufers der hohen Kette Sichotä-Alin. Nachdem sie eilig die vorjährigen Zweighütten in Ordnung gebracht und jedem Hunde ein Futola vor-geworfen, hielten sie ihr kargliches Mahl, hüllten sich dann in ihre Pelze und versanken alsbald, ungeachtet der schneidenden Kälte, in festen Schlaf. Die hungrigen Hunde verschlangen mit Gier das bißchen Dargereichte und zögerten nicht, dem Beispiel ihrer Herren zu folgen. Sie scharrten sich eine Höhlung in den lockeren Schnee, drängten sich in einen dichten Haufen zusammen, um sich gegenseitig zu wärmen, und versanken dem fein witternden Halbschlaf dieser unerschlichen Wachtthiere. Auf dem Lagerplatz war Alles zur Ruhe gekommen; nur ein starkes Schnarchen der ermüdeten Jagdgenossen und das vereinigte Schnauben der Hunde ließ sich hören.

Die Nacht verlief ohne Störung.

Noch hatte die zackigen Höhen des Sichotä-Alin kein Morgenstrahl der Sonne getroffen, da rührten sich die Jäger schon fleißig. Als sie ihr Futolafutrola eingenommen, brachen sie tapfer auf und eilten, noch vor Sonnenuntergang den Schauplatz ihres Jagens zu gewinnen. Nachdem sie die Höhe der Bergkuppel erstiegen, begannen sie am entgegengesetzten, ziemlich steilen, schneeglatten Abhang niederzufahren. Am Fuße des Berges dunkelte eine tiefe Schlucht, ganz dicht bewachsen mit mannigfacher Baumvegetation. Weiher, flodriger Schnee hatte alle Rauheiten des Abhangs geebnet und bedeckte den Hügel wie ein gigantisches Leintuch.

Die Schlucht ist bald erreicht, einsam, düster, unheimlich wie das Grab liegt sie da. Zwischen dichtem Gebüsch windet sich laumisch ein kaum merklicher Pfad. Auf dem frisch gefallenen Schnee werden ab und zu feine Wildspuren sichtbar, deutlich zu erkennen, daß hier unlängst ganze Heerden wilder Ziegen und Hirsche vorübergezogen. Seltener, bald zur Linken, bald zur Rechten von dem Pfade, lassen sich andere Spuren blicken: große, runde, augenscheinlich vom Tiger herrührende. Ohne Zweifel hat der wilde Räuber den Ziegen gierig nachgestellt.

Kaum waren die Jäger etwas tiefer in's Dickicht vorgedrungen, als sie auf frische Ueberbleibsel eines Mahles des grimmigen Raubthiers stießen. Quer über den Weg lag der halbzerfressene Rumpf eines großen Hirsches; der Schnee ringsum war stark zerstampft und mit Blut getränkt. Offenbar hatte an dieser Stelle vor kaum einer Stunde ein kurzer, ungleicher Kampf stattgefunden zwischen dem Tiger und dem Edelhirsch. Razim, welcher die ganze Zeit über den Gefährten vorangegangen, war nun genöthigt, die Ueberreste von dem Hirsche beiseite zu schaffen, um den Weg für die Korten frei zu machen. Die Hunde, welche die Nähe ihres argen Feindes witterten, warfen sich von einer Seite zur andern und waren gar nicht zu bewegen, an der Stelle des blutigen Mahls vorüberzugehen. Die antreibenden Rufe der Chodsener verhallten ohne Wirkung, auch tüchtige Schläge mit dem Orstel wollten nichts helfen. Wie eine dunkle, unbezwingbare Angst war es über die Hunde gekommen; der Tigergeruch machte sie ganz von Sinnen. Sie hockten alle nieder, hoben ihre spitzigen Schnäuzen in die Höhe und begannen einmüthig zu klaffen. Erst nach langem Bemühen glückte es den Jägern, an der bösen Stelle vorüberzukommen. Aber kaum hatten sie den Schauplatz des schrecklichen Kampfes im Rücken, da war alle Angst wie weggeblasen. Gar hitzig ringelten die Hunde ihre buschigen Schwänze empor, zogen tapfer an und entführten die Korten immer tiefer in das geheimnißvolle Dickicht.

Endlich lichtete sich das Dunkel der Schlucht; sie traten hinaus an den Fuß eines steilen Hügels, welcher, einer zottigen Felsmühe ähnlich, durchaus bedeckt war mit dichtem Walde stämmiger Nadelbäume. Niesenhafte sibirische Cedern, von mehr als hundert Fuß Höhe, majestätische Fichten, Lärchen, Eibenbäume und Edelkannen bildeten hier einen wundervollen jungfräulichen Wald, der weit und breit alle Berge und Thäler bedeckte.

Die Jagdgenossen hatten das Ziel ihrer kleinen Reise erreicht.

Dieser dunkle Wald dient dem theuren Zobel als Zufluchtsort. Am Saume desselben machten die Chodsener Halt und versammelten sich zu einer letzten Berathung.

An dieser Stelle sollte sich die Gesellschaft in kleinere Partien zertheilen und nach verschiedenen Thälern auseinandergehen. Razim stellte sich an die Spitze einer kleinen Partie, welche nur noch aus seinem Sohne Choadso und unserem Bekannten Chuaschu bestand. Der vielbewanderte Jägermeister trieb seine Hunde an und begann den Hügel nach links hin zu umgehen. Chuaschu und Choadso folgten ihm auf den Fersen. Nach einer Stunde gelangten sie in ein tiefes Thal, welches ungewöhnlich dicht mit herrlichen Cedern bewachsen war. Razim hatte diesen Ort schon im Frühjahr für sich auserlesen, weil er in Jahren gesegneter Cedernuernte besonders reich an Zobelthieren war. Die Kusen leckt in Massen sibirische Eichhörnchen herbei und hinter diesen her kommt der raubgierige Zobel, der Hauptvertilger des Eichhorns.

Die Walzhütte vom vorigen Jahr erwies sich als vollständig wohl erhalten. Die Gefährten entluden ungesäumt ihre Korten, bargen die Vorräthe in einem Winkel der Hütte und verdeckten Alles sorgfältig mit Fellen. Einen besonderen Ehrenplatz erhielt der mitgebrachte Burchangöze, ein ovales Brettchen, auf welchem in grob eingeschnittenen Vertiefungen die Umrisse menschlicher Nase, Mund und Augen dargestellt waren. Hinter der Hütte hatte sich Razim eine Ceder mit tief herabhängenden Ästen ausgesucht und an letztere etwa zehn andere Burchanen herumgehängt, lauter kleine, garstige Dinger, welche Menschen, unerkennbare Thiere oder ein Mittel Ding zwischen diesen und jenen vorstellen sollten. Nun warf er sich vor den Götzenbildern nieder und richtete ein dieselben ein warmes Gebet um erfolgreichen Jagen. Um sich noch besser bei den Göttern einzuschmeicheln, brachte er aus der Hütte etwas Chanschin (ein berausches Getränk) und gekochte Hirse.

„Wohl bekomme es!“ sprach er laut, indem er die Burchanen mit der berausenden Flüssigkeit besprenge und mit Hirsebrei anschnierte. „Esset, genießet! Nur habet Acht, daß mir der Gang hübsch reichlich ausfalle, sonst könnt' es euch übel ergehen!“

Die ermüdeten Jäger speisten mit bestem Appetit ihren Hirsebrei und legten sich dann um das flackernde Feuer zur Ruhe. Die Hunde, durch die angenehme Wärme angelockt, hatten sich auch in die Hütte geschlichen und ganz sachte auf verschiedenes Pelzwerk niedergelegt. Choadso wollte sie hinausträuben, aber sein Vater wehrte ihm.

„Bleibe liegen! Laß sie nur, es wird um so wärmer werden!“ erklärte Razim, sich fester in seine Fellecke hüllend. Wahrsagt, nach einer halben Stunde ward es in der Hütte dermaßen heiß und bellommen, daß die Männer es für gut befanden, ihre Pelze abzuwerfen. Der Herd verbreitete einen kaum erträglichen Dunst. Die Luft in der Hütte ward mit jeder Minute drückender. Unleidlicher Gestank von dem Futola und übler Geruch von den feuchten Fellen vermischten sich mit dem stinkenden Odem der zwanzig Hunde und dem ätzenden Qualm des Herdes. Wer daran nicht gewöhnt, hätte in dieser ekelhaften Atmosphäre bald erstickn müssen; die Chodsener jedoch fühlten sich vollkommen behaglich: ihr Hauptverlangen war gestillt, sie hatten jetzt nicht allein warm, sondern sogar tüchtig heiß.

Es war noch völlig dunkel, als die Männer aufstanden und sich zur Jagd anschickten. Die hungrig gehaltenen Hunde liefen sogleich in alle Winde auseinander und nach einer Minute erhallte das dicke Gebölz von dem Klaffen der scharfen Witterer, welche dem edlen Pelzthier sogleich auf die Spur gekommen. Die Hütte mit allen Lebensmitteln, die Schätze an Pulver und Blei wurden ohne alle Obhut zurückgelassen. Die Jäger hielten sich versichert, daß Niemand den Muth haben werde, etwas von dem vertrauensvoll dagelassenen Gute zu entwenden. Ein Verirrter werde nach dem geltenden Brauche nur den Hunger stillen und seines Weges ziehen, ohne sich weiter an den Vorräthen zu vergreifen. Wer dennoch letzteres wagte, ließe große Gefahr, ein Opfer der schrecklichsten Vergeltung zu werden, da die Chodsener in diesem Punkte nicht mit sich spaßen lassen. Diese halbwilden Brüder sind so maßlos ehrlich, achten so heilig die Rechte des Eigenthums, daß sie sich auch an Tausenden fremder Zobel nicht vergreifen würden, selbst im Falle ganz sicherer Straflosigkeit.

Die Jäger schritten im Gänsemarsch auf der schon hart gefrorenen Schneedecke dahin. Das kurze Gebell der Hunde war irgendwo in der Ferne verhallt. Die zwanzig großen Thiere waren rein verloren in dieser Wildnis. Ringsum herrschte lautlose Stille. Die Jäger hatten Mühe, sich in dem winterlichen Urwalde zurecht zu finden; sie lauschten gespannt, ob nicht bald ein freudiges Zurufgebell zu hören. An manchen Stellen mußten sie die fest ineinander verschlochtenen Zweige mit den Händen auseinander biegen und sich eine Weile kriechend weiter helfen, bis sie an eine freiere Stelle gelangten. Die eisumstarrten Zweige schnitten die Hände, peitschten sehr empfindlich in's Gesicht und überschütteten die Männer von oben herab mit Schnee. Trotz der strengen Kälte ward es ihnen bald heiß von dem beschwerlichen Gange.

Jetzt — ein leises Erzittern in den Wipfeln der nächsten Ceder, und in der unbewegten Luft kreisen etliche Schneeflocken. Der scharf lauernde Razim wirft seinen Blick nach oben.

„Ein Eichhorn,“ flüstert er, ein Thierlein gewahrend, welches sich ängstlich in den höchsten Zweigen der Ceder zu verstecken sucht.

In diesem Augenblick drang den Gefährten aus der Ferne ein wüthendes Klaffen zu Ohren. Es war zu er-

rathen, daß die Hunde ein Zobelthier aufgespürt und es ihren Herren zutrieben. Razim erbehte und begann hastig nach der Richtung des Gebells hin vorzubringen. Das Klaffen wurde bald lauter, bald erstarb es wieder in der Ferne. Gewiß sprang der verfolgte Zobel von Baum zu Baum, sich nach allen Seiten hin werfend und eifrig bemüht, den scharf witternden Feinden zu entschlüpfen. Nach einer halben Stunde näherten sich die Jäger einer gewaltigen Ceder, die von den Hunden umringt war. Kein Zweifel, daß der Zobel, endlich der hartnäckigen Verfolgung müde, sich in den Wipfeln dieses Baumes verborgen hielt, wohl in der Hoffnung, „dort die Gefahr abzuweichen“.

Razim's scharfes Auge hatte das Thierlein bald erspäht. Nach wenigen Minuten donnerte ein lauter Schuß durch die Waldesstille und der Zobel, von sicherer Kugel in den Kopf getroffen, fiel von Ast zu Ast, um endlich in den Schnee zu patschen.

Darauf schienen die klugen Hunde nur gewartet zu haben; nach einer Minute waren sie schon wieder im Walde verschwunden.

Bis Sonnenuntergang streiften die Jäger noch im Dickicht umher, ohne weitere Beute zu erjagen. Nichtsdestoweniger durfte der verlorene Tag als ein günstiger bezeichnet werden; der erlegte Zobel gehörte zu den allerbesten und bot den Genossen reichliche Entschädigung für das harte Tagewerk. Ganz erschöpft und hungrig kehrten sie in ihre Hütte zurück. Während Chuaschu und Choadso das kargliche Abendmahl bereiteten, begab sich Razim in sein improvisirtes Bethaus, den Burchanen für die gewährte Beute zu danken. Nachdem er die Götzen gehörig mit Hirsebrei angeschniert und mit Chanschin besprenzt hatte, würdigte er sie folgender Ansprache:

„Habet Dank, daß ihr mich alten Mann nicht vergessen und mir eine gute Beute beschert. Nun gebet wohl Acht, daß mir auch künftig das Glück immer treue bleibe, dann wird euch Razim auch nicht vergessen. Razim ist ein guter Mensch, Razim gibt mit vollen Händen!“

II.

In dieser Weise waren bald sechs Wochen verstrichen. Es kam die Zeit der starken Fröste. Razim und Chuaschu hatten bereits fünfzehn Zobel erlegt. Während all' der Zeit war auch nicht ein Flöckchen Schnee gefallen; immer war der Himmel ganz klar und von herrlichem Hellblau gewesen. Die ersten Tage des Januar brachten klebrige Wolken. Es fing an zu schneien. Bald fiel der Schnee in großen Flocken, bald schüttete es nieder wie ein weißer Staub, dann kam der Schnee in Gestalt der wunderbarsten Sternchen. Bei alledem herrschte in der Luft eine seltene Stille. Nach einer Woche war der Wald kaum wieder zu erkennen, überall lag der Schnee in ebener Schicht von mindestens drei Ellen Dicke. Die Äste der Bäume brachen unter ihrer schweren Winterlast und fielen lautlos auf die weiche Unterlage. Das Jagen mit Hunden erwies sich jetzt als unthunlich; die lockere Schneedecke ertrug ihre Last nicht mehr. Razim mußte sich gefallen lassen, den Gang der Pelzthiere auf eine andere Art zu betreiben. Vortrefflich bekannt mit ihren Gewohnheiten, stellte er denselben nun an verschiedenen Plätzen eigenartige Balkenfallen.

Nunmehr verliefen die Tage der Jagdgenossen vollends einformig: in dumpfem Müßiggang lebten sie dahin, verließen nur wenig die Hütte und verbrachten ihre Zeit mit Essen und Schlafen. Einmal des Tages machten sie die Runde bei den Fallen, prüften dieselben, nahmen die erschlagenen Zobel hinweg und gingen wieder heim. So ging es fort einen ganzen Monat lang.

Eines Tages war Razim allein ausgegangen, um nach den Fallen zu sehen. Er vertiefte sich in das Dunkel des stillen Waldes. Unten regte sich kein Lüftchen, in der Höhe wehte ein scharfer Nordost; er schüttelte unwirsch die herrlichen Wipfeln der Cedern, riß ihre Schneemähen ab und zerstreute sie in der Luft zu Millionen blitzer Sternchen. Razim glitt rüstig auf seinen Schneeschuhen weiter. Sein Gewehr hatte er mit scharfer Zobelballung versehen. Als weit der letzten Falle erschwimmte plötzlich die längliche Figur eines großen Zobels, der schnell wie der Blitz am Stamm einer Ceder emporstieß. Darob erbehte das Jägerherz des alten Razim; er mochte sich die reiche Beute nicht entgehen lassen und bog, ohne sich lange zu besinnen, von dem gewohnten Pfade ab. Der Zobel, welcher den Jäger bemerkt hatte, warf sich flink auf die nächste Tanne, von der Tanne auf eine Ceder und barg sich hinter den dicken Stämmen. Razim stellte dem Thierlein beharrlich nach. Dabei war er bald weit von dem bekannten Pfade abgeirrt. Endlich huschte der Zobel bis an die Krone einer Niesenceder und öffnete auf eine Sekunde sein spitziges Mäulchen. Razim hatte im Nu angelegt, es brachte ein lauter Schuß, und der Zobel, in den Kopf getroffen, fiel von Ast zu Ast. Aber auf einmal blieb das Thier an einem Aste hängen und hing zu verlockend da in der Luft drei Faden über der Erde. Razim stieß einen wilden Schrei aus. Auf den Baum klettern war unmöglich, der erste Ast befand sich wohl dritthalb Klafter über der Erde und der Stamm war von ganz enormer Dicke. „Was soll ich mein Pulver sparen,“ überlegte Razim, „nur schnell den Ast mit einer Kugel durchschlagen und der Zobel ist mein.“ Er lud rasch seine Büchse, legte an und schoss. Die Kugel drang in den Ast und knickte ihn zur Hälfte. Razim lächelte ganz vergnügt und lud sein Gewehr aufs Neue.

Nach ein Schuß, und der Zobel fiel mit dem durchschlagenen Ast in den Schnee.

Schon reckte der Jäger seine Hand aus nach der theuren Beute, da gerieth plötzlich der Schnee unter seinen Füßen in Bewegung, er hob sich zum Berge und ward von unsichtbarer Kraft nach allen Seiten umhergestreut. Zazim sprang hastig beiseite; ein gewaltiger schwarzer Bär in grimmigster Wildheit bäumte sich vor ihm.

Der Jäger befand sich unversehens in einer äußerst schwierigen und gefährlichen Lage. Seine Büchse war leer, sie wieder zu laden, gebrach es ihm an Zeit. Der Bär war nur fünf Schritte von ihm entfernt und reckte schon seine Vorderpfoten mit den schrecklichen Krallen nach ihm aus. Der wackere Jäger ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Wie der Blitz war er den Taten des wilden Ungeheuers entschlüpft und barg sich hinter dem Stamme der nächsten Eder. Der Bär, durch das Mißlingen des ersten Angriffs stutzig gemacht, ließ sich auf alle Viere nieder und verharrte in einer gewissen komischen Verblüfftheit, als ob er sich wunderte, wie der Feind es fertig gebracht, seinen mächtigen Taten zu entgehen. Diese Verblüfftheit währte aber nicht lange. Nachdem das grimmige Thier eine Weile mit den Taten im Schnee gescharrt, bäumte es sich wieder hastig auf und stürzte mit einem bestäubenden, heiseren Gebrüll auf Zazim los. Die Augen des Thieres waren blutunterlaufen, der Rachen weit geöffnet, von dem Maule spritzte der Schaum auf. Der alte Jäger wahrte sich klaren Geistes und hielt sich achtsam hinter dem Baume. Der Bär umfaßte den dicken Stamm mit den Vorderpfoten und begann seinen Feind zu haschen. Dieser trachtete nun wenigstens, die Taten der wilden Bestie mit seinem Messer zu bearbeiten; aber der Bär ließ nicht ab, sein Opfer mit blutdürstigen Augen zu bewachen und schien jede Absicht desselben im Voraus zu errathen. Sobald Zazim mit seinem Messer zum Stich ausholte, ließ der Bär schnell seine Taten vom Baum absinken und begann um den Stamm herumzulaufen. Als er die Zwecklosigkeit solchen Bemühens erkannte, sann er auf merkwürdige Listen. Er lief eine Weile nach links, drehte sich dann plötzlich herum und lief nach rechts.

So verging eine qualvolle Stunde, noch eine, und der Bär blieb hartnäckig bei der mühevollen Jagd. Der Jäger war schon gänzlich erschöpft. Die wilde Bestie folgte jeder Bewegung des Mannes und jedesmal, wenn dieser Hand an das Pulverhorn legte, schoß sie wie der Blitz zum Angriff, daß man nur auf schleunige Flucht bedacht sein mußte.

Endlich schien der Bär das zwecklose Laufen um den Baum doch satt zu haben. Er verstieg sich zu einem gar schlaun Wandrover. Nachdem er vorsichtig zurückgewichen, ohne den Mann aus den Augen zu lassen, riß er einen Klotz aus dem Schnee und schob ihn hart an den Stamm. Ebenso stink und wachsam packte er etliche unter der Schneelast gebrochene Baumzweige und häufte sie über den Klotz, wodurch er sich etwas in der Art einer Barrikade herstellte. Zazim verfolgte diesen Geniestreich mit scharfem Blick und wartete tapfer ab, was daraus werden sollte. Als der Bär sein feines Hinderniß zurecht gemacht, begann er aufs Neue um den Baum zu laufen. Der Jäger war auch nicht faul. Er sprang über die sinnreiche Barrikade weg und suchte sie umzuwerfen. Der Bär baute das Hinderniß neu auf und wiederholte den Kreislauf, doch immer ohne Erfolg.

Endlich machte das Thier Anstalt, sich eine Weile Ruhe zu gönnen. Es streckte sich zwei Schritte von der Eder in den Schnee, legte seine Schnauze auf die Taten und hielt seine blutunterlaufenen Augen beharrlich auf Zazim gerichtet.

Es wurde zusehends dunkler und der Jäger mußte sich eingestehen, daß er nach Einbruch der Nacht unsehbar verloren, da es ihm dann unmöglich sein würde, alle Bewegungen des Feindes zu verfolgen. Es galt also, noch vor Sonnenuntergang einen klugen Entschluß zu fassen. Zazim griff endlich zum äußersten Mittel. Er lehnte seine Büchse ganz sachte an den Stamm und begann mit der rechten Hand Pulver in den Lauf zu schütten, während er die linke und die Hälfte seines Körpers, welche der Bär sehen konnte, möglichst ohne Regung erhielt. Der Bär merkte nichts von diesem geschickten Manöver und fuhr fort, des Mannes Gesicht zu belauern. Lechterer schüttete ganz ohne Maß Pulver aus dem Horn in seine Flinte und ließ zwei Kugeln darauf fallen. An Wespens war gar nicht zu denken. blieb noch die Hauptsache — ein Pistol auf das Zündloch zu stecken. Zazim hob rasch seine Büchse und spannte den Hahn. Der Bär fuhr auf und stürzte auf den Jäger los. Und wieder begann das tolle, verzweifelte Jagen um den Baum herum. Im Laufen gelang es Zazim, ein Pistol aufzustocken und von diesem Augenblick an hatte er die feste Zuversicht, er werde der unsehligen Lage noch glücklich entrinnen. Nach einigen Minuten vergeblichen Laufens legte sich der Bär wieder auf die Lauer. Allem Anschein nach hatte er fest bei sich beschloffen, sein Opfer vollends zu entkräften. Auf diese neue Erholungspause baute Zazim alle seine Hoffnung. Dank der hereingebrachten Dunkelheit glückte es ihm, seine Büchse ganz sachte in eine Gabel am Stamme zu heben; er begann sich unmerklich zum Anlegen niederzubücken. Die wilde Bestie hatte solch verdächtige Bewegung des Jägers gleich wieder bemerkt, erhob sich auf die Hinterpfoten und stieß ein garstiges Gebrüll aus. Da erdröhnte

ein ungewöhnlich lauter Schuß und gleichzeitig stürzten Bär und Mann in den Schnee.

Nach einigen Sekunden stand einer von den Kämpfern wieder auf, das war Zazim — versengt, noch halb betäubt und mit Blut besetzt. Zwei Schritte vor ihm krümmte sich im Schnee das tödtlich verwundete Raubthier; es preßte krampfhaft einen Baumstummel mit den Taten an sich und rang wild in gräßlichem Todeskampfe. Von dem Kopfe des Bären ließ sich nichts mehr blicken, als eine unförmliche Masse von zerplätterten Knochen, Fleisch, Blut, Gehirn. Zazim war noch leichten Kaufs davongekommen. Die zerprengte Büchse hatte ihm einen Finger der linken Hand abgerissen und das rechte Ohr verletzt.

Kaum war das gewaltige Knattern des Erlösungsschusses im Walde verhallt, als in der Ferne noch ein Schuß krachte und gleich darauf ermuthigendes Zurufen schallte.

„Sie suchen mich, wollen mir zu Hülfe kommen,“ murmelte Zazim trübe lächelnd, indem er seine verwundete Hand mit Pulver einrieb. Er nahm alle seine Kräfte zusammen und antwortete den Gefährten mit einem lauten, Triumph kündenden Ausruf.

Nach einer Viertelstunde trafen die Jäger zusammen. Choadso warf sich dem Vater mit lautem Freudengeschrei in die Arme.

„Ach, Ama, Du lebst! Wir wähten voll Angst, das wilde Thier habe Dich schon zerrissen!“ sprach er, aus thränenvollen Augen auf den Vater blickend.

„Dummes Narrlein, weißt Du denn nicht, daß jedes Thier seine Zähne zerbrechen würde an dem alten, dünnen Körper Deines Vaters?“ scherzte Zazim. „Schau, was für ein herrliches Thier ich erlegt habe. Ei, Chuaßu, was sperrst Du Deine Augen auf! Geh, nimm das Fell ab. Du siehst ja, der fatale Schuß hat mir einen Finger abgerissen!“

Chuaßu ließ sich schweigend vor dem erlegten Ungeheuer nieder, zog sein Messer und begann dem wilden Räuber den Pelz abzunehmen.

„Ein herrliches Thier!“ murmelte er, den Leib des Bären aufschlingend.

„Herrlich, ja wohl herrlich; aber ach, nur gar zu theuer!“ bemerkte Zazim. „Wie Du siehst — habe ich auch mein Gewehr verloren!“

Der Alte hob seine Büchse aus dem Schnee; aber es war ja schon keine Büchse mehr, nur der Kolben war nachgeblieben, von dem Rohr war rein nichts mehr zu sehen.

Chuaßu war von diesem Verluste so tief erschüttert, daß er keine Worte fand, dem alten Jäger seine Theilnahme auszudrücken. Er schnalzte nur mit der Zunge, stieß einen heiseren Laut aus und schüttelte mitleidig den Kopf.

„Weit tröstlicher, wenn er mir eine Rippe herausgerissen, einen Arm zerbrochen hätte!“ berechnete Zazim, indem er den Kolben betrachtete. „Ja besser, wenn er mir ein Stück Fleisch ausgerissen, ein Auge herausgedreht, die Haut vom Rücken heruntergezogen. A — äh!“ Er wischte sich verflohen eine Thräne aus dem Auge. „Ei, Choadso!“ rief er nach einer Weile dumpfen Schweigens, indem er heftig den Kopf schüttelte, wie um sich von einer lästigen Sorge loszumachen. „Choadso, leisten wir Chuaßu wackeren Beistand und dann vorwärts, nach der Hütte! Vergiß mir auch nicht, den Zobel mitzunehmen!“

Nachdem sie den Pelz des Bären abgezogen und das gewaltige Thier zerlegt hatten, eilten sie nach ihrer Hütte, wo sie erst um Mitternacht anlangten. Dennoch begab sich Zazim sogleich zu seinen Burchanen, um für die wunderbare Errettung seines Lebens zu danken.

Am folgenden Tage trafen die Jäger ihre Anstalten zur Heimreise. Sie beluden die Korten mit der köstlichen Beute und ihren anderen Sachen, spannten die Hunde an und schleppten sich mühevoll durch den tiefen Schnee bis an ihr Heimdorf.

Nach drei Tagen wohlüberstandener Reise hielt unsere kleine Abtheilung ihren Einzug in Nutsch-Aua. Der nimmerfatte Schan-Lai war auch schon da und wartete voll Ungebuld auf die Heimkehr der Zobeljäger. Er eilte den Ankömmlingen entgegen und wisperte voll garstiger Habgier:

„Gib's reiche Beute? Haben euch die Burchanen schöne Zobel beschert?“

„Viele und schöne, aber wir haben wenig Nutzen davon,“ gab Zazim bekümmert zur Antwort. „Da habe ich auch einen prächtigen Bärenpelz!“

„So! Immer her damit, her damit! Krame Deine Waare aus!“ lispelte Schan-Lai mit ängstlicher Hast, gerade als ob er fürchtete, es könnte gleich Einer daherkommen und ihm das vortheilhafte Geschäft vor der Nase wegschnappen.

„Ei, Chuaßu, was siehst Du noch müßig da? Binde Deine Korte los!“

Chuaßu erbehte und begann lässig seine Korte zu entladen.

Noch ehe die Jäger die Ibrigen begrüßt hatten, war schon der gesamte Ertrag ihrer beschwerlichen Winterarbeit in die tiefen Säcke des Chinesen gesunken. Mitten auf offener Straße hielt Schan-Lai seine Abrechnung mit den Leuten und zog daraus das erstaunliche Resultat, daß sowohl Zazim als auch Chuaßu jezt noch tiefer in Schulden verfallen, als es ehemals der Fall gewesen. Die Chodjener wagten keinen Widerspruch; sie hatten den Bohn des Chinesen wie ihre bösen Geister fürchten gelernt.

Mit leerer Korte lenkte Chuaßu in den Hof seiner Fanfa (Hütte). Chise kam dem Manne mit ihrem Söhnlein im Arm entgegen.

„Wie viele Zobel hast Du erlegt?“ fragte das Weib voll Neugier.

„Fünfundzwanzig Stück, von den allerbesten, eine wahre Pracht!“ erzählte Chuaßu mit stolzer Freude. „So eble Zobel, daß man gewiß viel Geld dafür haben kann.“

Der Mann sprach wie im Traume und vergaß eine Weile ganz, daß er schon keine Zobel mehr hatte.

„Zeige mir doch Deine Zobel!“ bat Chise.

„Ach, ich habe sie schon alle an Schan-Lai verkauft!“

„Nicht verkauft, nur Deine Schulden bezahlt!“ verbesserte Chise mit tiefem Seufzer.

Chuaßu rauchte sein Pfeifen und verlor sich in tief-sinnige Betrachtungen. Seine süßen Träume sollten wieder nicht in Erfüllung gehen. Wie hatte er sich darauf gefreut, sein liebes Weib und das Söhnlein zu beschenken. Aber vielleicht ließe sich Schan-Lai bereben, noch einiges Erwünschte auf Borg zu geben. Wie helle Freude glänzte es auf in dem wetterharten Gesichte des Mannes.

Freilich wird der Chineser noch mehr geben. Chuaßu ist ihm eine so schätzbare Arbeitskraft, daß er wohl gern ein Uebrigtes thut, um den wackeren Jäger desto sicherer in seiner Gewalt zu haben.

Der Löwenbräukeller zu München.

(Bild S. 497.)

An dem Rondell des Stiglismayplatzes erheben sich die im Styl deutscher Renaissance aufgeführten imposanten Gebäudemassen der Bierbrauerei und Keller zum „Löwenbräu“, deren Rundthurm den Stadttheil beherrscht und dessen als Löwe gebildete Windsfahne dem Durstigen weithin freundlich entgegenlächelt. Noch vor drei Jahren lag dort in harmlos bescheidener Stille eine alte Wirthshausbarade zum „Unterwiesfeld“, neben ihr ein dunkelschattiger Kastaniengarten, woselbst die auf den hier vorbeifahrenden Landstraßen verkehrenden Fuhrleute wie die Arbeiter der Umgegend Einsicht hielten, und die Kinder aus der Nachbarschaft unbehelligt sich herumtummelten. Nun ist diese sonst so wenig beachtete Stätte nicht nur unter den Münchener Kellern bezüglich der räumlichen Ausdehnung die größte, sondern auch hinsichtlich der Comfortabilität der Ausstattung der Sammelplatz aller der Kunstmetropole Deutschlands zufliehenden Fremden geworden und somit in kürzester Zeit zu einem Welttruf gelangt. Der Hauptantheil an dieser mit Recht errungenen Berühmtheit gebührt in erster Linie dem genialen Plane des Münchener Baumeisters Albert Schmidt, der in der Ausnützung des gegebenen Raumes wie in der Erledigung der baulichen Aufgabe seine Meisterkraft glänzend bewährte.

Den Besucher führt ein weites, mit Pilastern und Giebel geschmücktes Portal zu den längs der Rymphenburgerstraße weit sich hinziehenden, mit großen Bäumen befestigten Gartenanlagen, deren Mitte das große Achteck des in Holz ausgeführten Kuppelbaues des Orchesters beherrscht. Die weiter nach rückwärts liegende Abtheilung schmückt ein vor dem weiträumigen zweiten Vorausschalt angebrachter Quellbrunnen und endet in einem großen Kinderspielplatz. Ueber diese ganze Anlage erhebt sich in voller Breite ein kolossaler Terrassenbau, zu dem man auf einer doppelarmigen Balustradenfreitreppe, deren Mittelabzug mit tropischen Pflanzen bepflanzt und neben welcher ebenerdig die Bierabgabe für den Gartenbedarf nebst der Küche in breiten Gemäßen untergebracht ist, emporsteigt und welche zunächst in einen vierseitigen, auf Säulen und Rundbogen ruhenden Vorraum, wie sodann zum Haupttrakt des Gesamtbaues leitet. An dieses Atrium, auf dessen Balkone die Flaggen des Reiches, Bayerns und der Stadt lustig im Winde flattern, lehnt sich die vor die Langfront des Oberbaues gelegte, von weite Flachbogen tragenden Pfeilern gebildete offene Arkadenhalle. Von hier aus bietet sich eine an steter Abwechslung reiche Aussicht auf den Garten, das sich in ihm und draußen auf Platz und Alee durch die Rymphenburger Dampftrambahn enorm in Aufschwung gelommene Menschengetriebe und in die durch das dorische Prachtthor der Propyläen sich hinziehende bosketgeschmückte, mit dem Ausblick auf den Obelisken und die Theatinerkuppel abschließende Brienerstraße. Von dem hinter der Vorhalle gelegenen inneren Treppenaufgang gelangt man endlich in den großen, durch breite Fenster und über ihnen angebrachte halbrunde Oberlichtöffnungen günstig beleuchteten Saal, der in seiner Raumopulenz, wie durch seine zweckmäßige und prachtvolle Decoration, deren Hauptstücke vier auf rothgeadertem Tridentiner Marmorsylvestern aufgerichtete, das Holzgitter der Decke tragende, mit weismarmornen Kapitälern gekrönte Säulen bilden, einen überaus reichlichen Anblick gewährt. Auf gleicher Höhe ziehen sich im Rechteck daranstoßende weiträumige, mit edler Vertäfelung ausgestattete Gemächer, unter denen sich für den alltäglichen Besuch die ähnlich decorirten behaglichen Räume des „Bräustübchens“ hinziehen.

Gewährt der Löwenbräukeller namentlich im Laubschmuck des Hochsommers, wenn des Nachmittags unter den herrlichen Bäumen kein Stuhl unbesetzt geblieben und der durstige Wanderer lange suchen darf, ehe er unter den nach Tausenden zählenden Raketragenden einen leeren sich erobert, einen grandiosen Anblick, so steigert sich derselbe zu einem geradezu feenhaften, wenn bei hereinbrechender Dämmerung die imposante Anlage der Lichtglanz elektrischer Bogenlampen über und durchstrahlt, die mächtigen Afforde des starkbeleuchteten Orchesters den Aether erschüttern und das Gemüth freudlich, Vergnügen suchender Menschenmassen Garten, Halle und Saal füllt und über Treppen und Terrassen auf und ab flutet. Die geradezu einzig dastehende Verbindung echten Münchener heiter-gemüthlichen und ungezwungenen Lebens mit einer an's Weltstädtische streifenden Urbanität ist das charakteristische Gepräge des sich hier entfaltenden Lebens, das Jedem, den es einmal nur in seine rauschenden Wogen hineingezogen, unaussprechlich und zwar in angenehmer Erinnerung bleibt.

Richard Paul.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dedendorff.

Neunzehntes Kapitel.

Ella Lieben hatte die Rückreise nach Berlin allein angetreten und sie hatte Schloß Liebenstein schon am Tage nach der Verhaftung des Försters, nachdem sie die Nachricht von dem Selbstmorde desselben erhalten, plötzlich verlassen.

Wir haben angedeutet, daß es nicht ihre Absicht gewesen, Helene durch Hulda zu ersetzen, abgesehen davon, daß die Letztere sich zu einer Stellung als Gesellschafterin nicht geeignet hätte, widerstrebe es auch dem Gefühle Hulda's, in eine abhängige Stellung zu einer Frau zu treten, der es Ueberwindung kostete, zu vergessen, welches Weh sie ihr bereitet, und deren Güte sie tiefer demüthigte, als ein Almosen von Fremden. Das unglückliche Ende Jorna's war gewiß nicht von Ella verschuldet, aber doch eine unselbige Folge der Verhältnisse, die Ella's verstorbener Gatte herausgeschworen, es war wie ein Verhängniß, daß alles Unglück, das Schlag auf Schlag Hulda getroffen, von der Baronin kam — absichtlich, ohne und sogar gegen ihren Willen; war doch selbst die wohlwollende Absicht, die Ella bewogen, Hulda nach Liebenstein zu führen, dadurch vereitelt und zum Verderben für den Förster ausgeschlagen, daß Ella auf dem Verlangen bestanden, Hulda zuerst nach dem Schlosse zu führen, um, ihren Leuten, aller Welt zu zeigen, daß sie den Förster nicht verfolgt, um niedrige Rache an Hulda zu nehmen.

Es war für Ella entsetzlich schwer, in den für sie so er-

eignißvollen Stunden der Vertrauten zu entbehren, deren verständnißvollen, stets wohl überlegten Rath sie mehr als je vermischte. So oft das Feuer der Leidenschaft sonst in ihr aufgeflammt und sie zu unüberlegtem Thun hingerissen, hatten Helenens richtiger Takt, ihre besonnene Ruhe mildern, den Einfluß geübt und Ella bewogen, Uebereilungen zu corrigiren, die einmal aber hatte die Baronin in launenhafter

Stimmung Helene so tief verletzt, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen eine Verständigung schwer gewesen wäre, statt dessen aber war ein Argwohn hinzugekommen, der Ella in Flammen gesetzt.

Schon in der Nacht, die den erregenden Szenen gefolgt, war Ella der Zweifel, ob sie Helene nicht Unrecht gethan, keinesfalls fern geblieben, schon die eigene Eitelkeit hatte ihr sagen müssen, daß ihr Argwohn Thorheit, aber in der Bitterkeit ihres so oft betrogenen Herzens gefiel sie sich darin, sich auch von Helene verrathen zu sehen, und wenn ihre Vernunft den Verdacht, daß zwischen Willi und Helene ein zärtliches Verhältniß existiren könne, als unglaublich zurückwies, so hielt ihre Bitterkeit um so eifriger den Argwohn fest, auch Helene sei falsch und sei mit Varnung und Frechheit gegen sie verschworen. Das Bedürfniß, ihre Schroffheit gegen Helene vor sich selber zu rechtfertigen, haschte nach Verdachtsmomenten und die reiche, verwöhnte Dame wiegte sich in dem Wahne, das arme Mädchen werde, wenn sie sich schuldlos fühlte, ihre Stelle nicht aufgeben, ohne wenigstens noch einen Versuch zu ihrer Rechtfertigung zu machen.

Da ward Ella gemeldet, Helene habe das Schloß verlassen und sich nach L. zu Herrn Frelich begeben. Jorn und Bitterkeit, Enttäuschung und Schmerz kämpften um den Vorrang. Bald flammte die Leidenschaft auf und sah in dieser Handlungsweise den Trost der Schuldigen, den Hohn der falschen Heuchlerin, dann sprach wieder die Vernunft das ernste Wort dazwischen, Helene habe kaum anders handeln können, wenn sie nicht jede Selbstachtung verleugnen wolle. Ella weinte vor Erregung, Bitterkeit und Schmerz. Sie fühlte es jetzt, wie theuer ihr Helene gewesen. Die Abreise



Pinzgauer Amazone. Nach einer Skizze von J. Hörmann. (S. 503.)



Wohnungszelt eines Rhans in Afghanistan. (S. 503.)

Helene war entscheidend für den Akt der Verzweiflung, mit dem sich Ella in die Hände Sternheim's gab, der Brief Helene's bewies ihr, daß der Bruch unheilbar.

Im Laufe des Nachmittags war ein Billet von Helene gekommen. In schlichten Worten bat dieselbe Ella, ihrer Versicherung zu glauben, daß sie ihr stets in aufrichtiger Anhänglichkeit ergeben gewesen, die Ueberzeugung, daß es

ihr unmöglich, Ella's Mißtrauen zu besiegen und die Achtung zu genießen, ohne welche ihr die beste Stellung unerträglich, habe sie veranlaßt, sich das Peinliche eines persönlichen Abschiedes zu ersparen.

Es war Ella, als sei ihr guter Engel von ihrer Seite geschieden, und in der tiefen Bitterkeit ihres Herzens war sie fast dessen froh — sie hatte ja einen Schritt gethan, der

sie schon in Gedanken vor Helene erröthen machte; das fühlte sie, daß Helene sie doch verlassen, wenn sie gehört, daß Ella dem Grafen Sternheim ihr Jawort gegeben.

Hulda Zornau hatte sich in Thränen von Ella verabschiedet, die Baronin war allein, sie hatte Niemand, dem sie ihr Herz erschließen, ihre bangen Sorgen mittheilen, der ihr Worte des Trostes zu spenden vermochte. Reich und

Vier Lebensalter.

Originalzeichnungen von Erdmann Wagner.



Kind.

An der Mutter Brust
Ist keine Lust.
Die ganze Welt ist „Durst“ ihm.

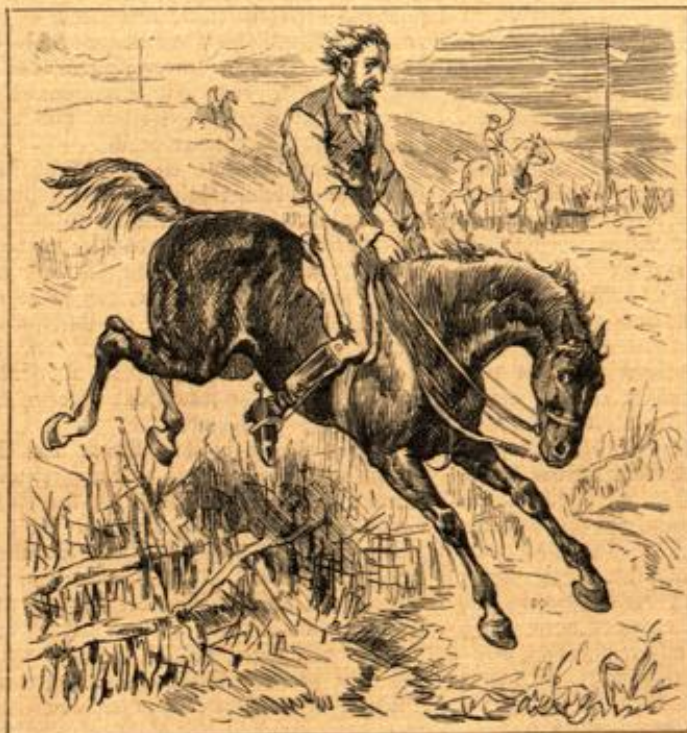
Der Mutter Blick
Erglänzt von Glück,
Daß Gott gab solchen Durst ihm.



Jüngling.

Mit Mädchen toben
Zur Zeit der Rosen,
Alles Andere ist „egal“ ihm.

Die Nüchternen küssen
Und heimzuführen
Ist Zweck, Ziel, Ideal ihm.



Mann.

Jedoch der Mann
Reit' wie er kann
Auf des Lebens feurigem Rapphengst.

Nur Kampf und Streit
Das Leben ihm deut,
Das Vergangene ist ihm „Papp“ längst.



Greis.

Der Greis in Ruh'
Schaut behaglich zu
Und denkt: „Wie ist es schade!“

Man plagt sich ab —
Legt sich in's Grab —
Es ist Alles doch „Bomade“!

schön, gefeiert und durch Huldigungen verwöhnt — dabei aber elender und verlassen als das ärmste Weib! Bittere Thränen flossen ihr über die Wangen und wie verzweifelt starrte das Auge gen Himmel. Verdiente sie es denn, daß Alles sich von ihr abwendete, daß sie nicht einmal eine Freundin besaß in diesen schweren Stunden? Hatte sie nicht stets das Beste gewollt, jedes Unrecht gut zu machen versucht?

Es blieb ihr doch nicht erspart, wegen der Vorgänge des

unseligen Abends vernommen zu werden. Der Untersuchungsrichter ließ sich bei ihr melden, als sie schon ihre Anstalten zur Abreise von Liebenstein getroffen. Mit den schonendsten Formen erbat er sich Aufklärung über mehrere Punkte, erklärte aber auch gleichzeitig, was ihr bereits Sternheim gesagt, daß man vertrauliche Auslassungen über Privatangelegenheiten, welche nicht direkt zur Aufklärung des Verbrechens nothwendig, diskret behandeln werde.

Ella erröthete heftig, es war hiemit angedeutet, daß

man die Erklärung ihres Hilferufs, wie sie Sternheim gegeben, von ihr bestätigt wünschte. Sie sollte eine Unwahrheit beglaubigen, einen Vorgang, der sie auf's Tiefste empörte, als einen Scherz zwischen Liebenden charakterisiren, oder aber eingestehen, daß sie Demjenigen nachträglich ihre Hand geboten, der ihre Ehre angetastet. Sie vermochte es nicht, ihr innerstes Gefühl sträubte sich dagegen, eine Lüge zu sanktioniren, oder andererseits fremder Beurtheilung preiszugeben, was sie mit blutendem Herzen in halber Verzweif-

lung gethan. „Ich verweigere die Auskunft,“ sagte sie mit einer Festigkeit, der man es anmerkte, daß sie unerschütterlich sein werde. „Es gibt Dinge, die kein Weib einem Fremden preisgibt. Ich verweigere jedes Urtheil über die Aussage des Grafen Sternheim, das Einzige, wozu ich mich verstehen kann, ist die Erklärung, daß ich an den Förster Zornau gar nicht gedacht, noch weniger mich von ihm oder irgend Jemand bedroht gefühlt, gegen den ich das Gericht anrufen möchte.“

„Auch nicht von Herrn Barning?“ forschte der Richter. Die überraschende Frage trieb Ella das Blut noch höher in die Wangen, und machte sie einen Moment völlig verwirrt.

„Herr Barning ist mit mir, wie ich freilich erst seit Kurzem erfahren, verwandt,“ antwortete sie nach längerer Pause, in der sie sich gesammelt, mit fester Stimme, „es haben Differenzen zwischen uns stattgefunden, aber wenn es mir auffällig gewesen, zu hören, daß er oft noch am Abend in der Nähe meines Schlosses gesehen worden, wenn ich aus Neugierde oder in Zweifeln darüber, ob man mich recht unterrichtet, dem Inspektor von Alm Auftrag gegeben, mir zu melden, wenn mein Vetter in der Nähe des Schlosses, so würde Derjenige sich einer offenen Unwahrheit schuldig machen, der behaupten wollte, ich hätte von Herrn Barning irgend etwas befürchtet, was ich nicht allein, ohne Beihilfe eines Dritten, erleiden wollte.“

Der Richter verneigte sich tief, ihn schien diese Erklärung außerordentlich zu befriedigen — vielleicht, weil er eine ganz andere Auslassung erwartete.

„Ihre Aussage hat einen großen Werth,“ sagte er, „sie klärt Zweifel auf, welche das Abschließen der Akten möglicherweise behindert hätten. Ohne dem Herrn Grafen Sternheim zu nahe treten zu wollen, muß ich doch erwähnen, daß seine Angaben den Argwohn entstehen lassen konnten, daß Ihr Inspektor ebenso animirt gegen Barning wie gegen den Förster gewesen, und da erschien es nicht unmöglich, daß der Auftrag, den Sie Alm gegeben, diesen veranlaßt, sich für alle Fälle zu bewaffnen.“

„Davon war nicht im entferntesten die Rede,“ rief Ella erschrocken, „es wäre unverantwortlich, wenn Alm es gewagt, zu sagen, daß meine Worte zu einem solchen Mißverständniß hätten Anlaß geben können. Der Inspektor wäre der letzte gewesen, dem ich das Vertrauen geschenkt, in meinem Namen auch nur das Geringste zu thun, die Art, wie er meinen Auftrag in Bezug auf Verhandlungen mit dem Förster vollzogen, hätte mich davor gewarnt.“

Der Richter war befriedigt, diese Erklärung widerlegte den immerhin möglichen Zweifel, ob Alm die volle Wahrheit gesagt — mochte man deshalb noch an einem Verdacht festhalten wollen oder nicht, es fehlte jeder Halt, ihn zu begründen.

Ella dagegen fühlte sich nach diesem Verhör beruhigt. Schien es auch glaubhaft genug, daß Zornau Barning in der Dunkelheit für Alm gehalten und im Durst nach Rache geschossen, so hatte Ella den Gedanken doch nicht ganz aus ihrer Brust zu bannen vermocht, Sternheim verschulde die Bluthat, er habe Alm als Wächter gestellt, Barning mit Gewalt fern zu halten — jetzt erschien dieser Argwohn unmöglich, der Graf hätte alsdann doch gewiß nicht durch seine Aussage Zweifel gegen seinen Helfershelfer erweckt!

Ella verließ Liebenstein, nachdem sie Freilich, als dem Verwalter ihres Vermögens, in kurzer Zuschrift Vollmacht erteilt, für die Hinterlassenen des Försters in ausgiebigster Weise Sorge zu tragen. Sie hatte es auch bei dieser Gelegenheit ihrem Stolz nicht abzurufen vermocht, den Zeilen ein Wort der Theilnahme für Willi, eine Frage nach dessen Befinden, beizufügen, obwohl — oder weil sie fühlte, welch bitteren Vorwurf ihr Freilich aus dieser scheinbaren Gleichgültigkeit machen müsse. Je mehr ihr Herz um den Verwundeten bangte und dabei zitterte, die Nachricht von seinem Ableben zu erhalten, um so trostloser hielt sie an dem Entschlusse fest, jetzt, wo Freilich ihr den erbetteten Besuch in der Stunde bitterster Verzweiflung verweigert, die Gleichgültigkeit zu heucheln, die er ihr angedichtet. Freilich hatte ihr Rath und Hilfe verweigert — jetzt war sie die Braut Sternheim's, jedes Zeichen der Theilnahme für einen Mann, der ihren Verlobten beschimpft, war eine Desavouirung ihres Verlobten, und sie hatte Ursache, zu zeigen, daß sie denselben achte, sie konnte ahnen, daß Freilich daran zweifle. Sollte er, sollte Willi es errathen, daß sie mit gebrochenem Herzen sich Sternheim auf Gnade und Ungnade ergeben, sollten Jene ein Recht haben, sie bemitleidenswerth zu nennen?

Der Doktor Wurm, der ihr schon Nachrichten gebracht, versprach ihr, weitere Berichte nachzusenden, ohne daß der Betroffene von ihrem Interesse an ihm erfahre. Sie kehrte nach Berlin zurück — Sternheim war durch Abwicklung seiner Geschäfte als Haushofmeister des Prinzen noch für längere Zeit auf der Hochburg festgehalten, sie hatte also Muße, auch ihre Angelegenheiten ungestört zu ordnen. Schon die erste Besprechung mit ihrem Advokaten bewies ihr jetzt, wo sie dessen Erörterungen mit Mißtrauen prüfte, daß sie sehr thöricht gehandelt, einen Prozeß gegen Freilich einzuleiten. Der Advokat Rilling machte ihr den Vorwurf, nicht gehörig unterrichtet worden zu sein, er behauptete zwar, nichtsdestoweniger ein günstiges Resultat hoffen zu dürfen, aber es war unverkennbar, daß er sie nur in seinem Interesse dazu verleiten wollte, den Prozeß weiter zu führen. Sie engagierte einen andern Anwalt und dieser setzte ihr nicht nur auseinander, daß das Testament unangreifbar

sei, sondern daß Freilich sogar bis an die äußerste Grenze erlaubter Rücksicht gegangen, wenn er erst jetzt mit aller Strenge die Rechte geltend mache, die ihm für den Fall übertragen, daß Ella sich den Bestimmungen des Testators nicht füge. Freilich hatte durch Rechnungsabschlüsse dargelegt, daß Ella durch die Wechsel, die sie für Lieben acceptirt, und auch später durch einen Haushalt, der ihre Verhältnisse überstiegen, durch ihren Eigensinn, der Freilich daran behindert, die Verwaltung von Liebenstein und eines andern ihr gehörigen Gutes besser zu ordnen, ihr Vermögen bereits auf ein Dritteltheil des anfänglichen Bestandes reduziert.

Ella hatte Freilich den Vorwurf gemacht, daß er sich anmaße, sie zu bevormunden, daß er ihre Verhältnisse absichtlich schlechter darstelle, als sie es wären, um sie ihrem prinziplichen Bewerber als wenig vermögend erscheinen zu lassen, und jetzt sagte man ihr, daß der Justizrath fast unverantwortlich gehandelt, wenn er sie noch nicht gewaltsam daran gehindert, sich zu ruiniren! Sie erhielt jetzt auch Kenntniß von der Bestimmung des Testaments, welche für den Fall, daß keine Spur von Otto Barning oder einem Nachkommen desselben gefunden werde, das für dieselben deponirte Legat mildthätigen Stiftungen zuwendete.

Ella gab sogleich Auftrag, ihre Klage zurückzuziehen; aber entfernt davon, durch die Eröffnung über ihre Lage sich niedergedrückt zu fühlen, schien sie eher entgegengesetzte Gefühle zu empfinden.

Die Gewohnheit, das Geld nicht zu achten, hatte sie verleitet, niemals die Ausgaben nach ihren Einnahmen einzurichten, sie hatte zwar Aufwand und Pracht geliebt, aber weder um damit zu prahlen, noch eitle Gelüste zu befriedigen, im Gegentheil, sie hatte stets den Geldstolz verachtet. Die Erfahrung, die sie mit dem Prinzen Emil gemacht, hatte ihren Stolz empfindlich berührt, gerade von ihm hatte sie geglaubt, daß er, dem gewiß reiche Parteen zu Gebot standen, sie um ihrer selbst willen liebe — jetzt war es ihr fast ein schadenfroher Triumph, Sternheim mittheilen zu können, daß ihr Vermögen nur gering — mochte er zurücktreten, wenn er auf Geld gerechnet, was sie bewogen, ihm das Jawort zu geben, hatte sie ja schon durch die Verlobung erreicht, ihre äußere Ehre war vor einem Makel bewahrt geblieben.

An Lieben hatte sie geglaubt, trotz aller Warnungen ihres Vaters und Freilich's, und sie war betrogen worden, bei dem Prinzen hatte ihr die Vernunft gesagt, wenn er auch eine reiche Braut suche, könne er eine Bürgerliche nur dazu erwählen, sobald ihn die Liebe über Standesrücksichten hinwegsetze, und er hatte ihr bewiesen, daß, seit er von ihrem Prozeße erfahren, seine Leidenschaft leicht abzukühlen sei. Von Sternheim erwartete sie fast mit froher Zuversicht, er werde mit allerlei Phrasen des Schmerzes verzichten — aber er antwortete umgehend, er habe es gewußt, daß ihre Verhältnisse nicht glänzend und darauf schon seine Hoffnungen gebaut, als der Prinz sich um ihre Hand beworben, er würde nicht von ihr lassen, käme sie auch arm wie eine Bettlerin in seine Arme.

Wie Ella stets in ihren Entschlüssen sehr rasch und energisch, hatte sie auch jetzt schon alle Anstalten getroffen, Freilich zu beweisen, wie überflüssig seine Vormundschaft. Sie hatte ihre theure Wohnung gekündigt und sich völlig in den Gedanken gefunden, sich so bescheiden einzurichten, daß sie weniger als die ihr verbleibenden Revenuen verbräuche, das war die stolze Antwort auf die angedrohten Maßregeln des Justizraths, und wie der Brief Sternheim's auch sonst geeignet war, sie ihre Zukunft in günstigerem Lichte schauen zu lassen, hätte sie doch gewünscht, daß er anders gelaute!

In der kurzen Zeit, welche seit ihrer Rückkehr nach Berlin verstrichen, hatte Ella Erfahrungen gemacht, die sie nach dem Rückzug aus allen Kreisen ihres bisherigen Verkehrs düstern ließen. Wir haben schon angedeutet, daß ihr die Freundin gefehlt. Die gefeierte Schöne, welche sich in den vornehmen Kreisen, in welche Lieben sie eingeführt, mit dem Selbstgefühl, da herrschen zu können, wo man sie kaum für voll betrachtete, bewegte, ward von den Einen für hochmüthig, anmaßend, von den Anderen für ehrgeizig, kokett gehalten, und es hatte nie in Ella's Natur gelegen, sich Jemand zu nähern, der sie verkannte oder verkennen wollte, Freundschaft zu suchen, wo man ihr mißtrauisch begegnete.

Hatte man ihr früher den Vorwurf gemacht, sie trachte durch Koketterie einen Prinzen in ihr Netz zu ziehen, ihr Ehrgeiz strebe nach dem Titel einer prinziplichen Gemahlin, so hieß es jetzt, Graf Sternheim — dessen Ruf nicht der beste, habe sich dazu erkaufen lassen, ihr vor der Welt einen ehrlichen Namen zu geben.

Ella fand bei ihrer Rückkehr nach Berlin Thüren verschlossen, die ihr sonst offen gewesen, man war ihr an Orten, wo man sie sonst gefeiert, kühl begegnet, sie hatte es aus Blicken und Haltung ihrer Bekannten fühlen müssen, daß die Welt ein herbes Urtheil über sie gesprochen.

Der Zufall fügte es, daß sie gerade heute, wo die Antwort Sternheim's den Zweifel daran zerstreut, daß wenigstens seine Leidenschaft keine erheuchelte sei, erfahren sollte, wie man über sie sprach. Sie war stets eine regelmäßige Besucherin der „schen“ Konzerte gewesen und hatte in denselben einen bestimmten Logenplatz. In Folge ihrer veränderten Verhältnisse hatte sie das Abonnement auf den Platz nicht erneuert — sie wollte sich auch in unbedeutenden Ausgaben einschränken, und hatte daher an Stelle der theuren Loge, in der sie die Besuche ihrer Verehrer empfingen,

einen Platz in einer bescheidenen Parterreloge, die ziemlich dunkel, halb durch einen Pfeiler geblendet war, eingenommen. Da hörte sie plötzlich in der ersten Pause ihren Namen nennen. Zwei Kavaliere, die auch zu ihren Verehrern gehörten, hatten bemerkt, daß ihr alter Platz anderweit besetzt worden, und machten, ohne zu ahnen, daß Ella in der Nähe, daß sie jedes Wort hören konnte, ihre Bemerkungen darüber.

„Die Lieben ist doch noch in Berlin,“ sagte Baron R., „sollte sie jetzt mit Bankiersfamilien verkehren? Ich sehe die Goldstein in ihrer Loge.“

„Wo denkst Du hin?“ versetzte der Angeredete; „dazu läßt sie sich nicht herab.“

„Sie ist eine Kaufmannstochter aus **, Prinz ** ist abgeknapppt, das hat wohl einen Dämpfer gegeben.“

„Graf Sternheim ist zum Pfaster für die Bunde gesehen, die Herrschaft Olau veräußert die Villa.“

„Es ist schade um das Weib, und diesem Menschen gönne ich sie am wenigsten. Wer weiß, ob nicht die ganze Verlobungsgeschichte nur eine Komödie, um den Leuten den Mund zu stopfen. Man erzählt allerlei, ich höre sagen, daß, wenn der verwundete Doktor Barning nicht hartnäckig jede Aussage verweigerte, der Prozeß der Baronin und anderen Leuten hätte sehr unangenehm werden können.“

„Verständlich sind die Vorgänge in L. nicht,“ antwortete Herr von R., der zu den Kavaliern des Berliner Hofes gehörte. „Graf Sternheim wird schwerlich an unserem Hofe wieder Zutritt finden; er soll den Doktor Barning provoziert und dann eine Injurie von demselben hingenommen haben, ohne Genugthuung zu fordern.“

„Er hat nie in besonderem Rufe gestanden, man duldet ihn in der adeligen Ressource nur aus Rücksicht für den Prinzen von **, er ist ein roher, gewissenloser Patron; ich begreife die Lieben nicht, sie hätte immer noch einen Besseren finden können, selbst wenn sie sich kompromittirt hat.“

„Man sagt, daß ihre Verhältnisse sehr derangirt seien, daß der Doktor Barning bedeutende Forderungen an sie stellt, und das wirft einen verdächtigen Schatten auf den Vorfall, der Barning beinahe das Leben gekostet. Barning soll ein Mann von Bedeutung sein, von dem man sich in wissenschaftlichen Kreisen sehr viel verspricht. Es stellt der Baronin Lieben ein geistiges Armuthstestament aus, wenn sie, anstatt auf einen begabten Verwandten stolz zu sein, einem Wüßlinge, der denselben frivol provoziert, ihre Gunst entgegenbringt, nur weil er die Grafenkrone besitzt.“

Ella mußte das Gespräch anhören, sie vermochte aus Scham weder dasselbe dadurch zu unterbrechen, daß sie ihre Gegenwart bemerkbar machte, noch sich zu entfernen, ohne dadurch Aufsehen zu erregen. Sie drückte sich in die dunkle Ecke der Loge hinter den Pfeiler und athmete erst auf, als die Musik wieder begonnen und die Herren sich aus ihrer Nähe entfernt hatten.

Sowohl der Baron R. wie der Herr von R. waren geachtete Persönlichkeiten, und wenn dieselben so ungenirt an einem öffentlichen Orte ein derartiges Gespräch geführt, bewies das zwar eine Unvorsichtigkeit, aber auch gleichzeitig, daß Ella's Verlobung mit Sternheim das Tagesgespräch in vornehmen Kreisen geworden, und daß man das ungünstigste Urtheil darüber gefaßt.

Ella hatte niemals einen vortheilhaften Eindruck vom Grafen Sternheim erhalten, aber der Umstand, daß er der Kavaliere eines Prinzen, hatte ihr dafür Bürgschaft geleistet, daß seine äußere Ehre rein dasthe, jetzt erfuhr sie das Gegentheil, sie hörte, wie man sich ihre Wahl zu erklären suchte, und die Andeutungen, daß sie es nur dem Schweigen Willi's verdanke, wenn die Untersuchung nicht peinlich für sie und Sternheim geworden, die Anspielung, daß Sternheim die Herrschaft Olau als Entschädigung dafür erhalten, daß er ihr seine Hand geboten, waren zugleich erschreckend und empörend.

Der Argwohn in ihrer Brust, daß Sternheim sie getäuscht, daß er mitschuldig an der Verwundung Barning's, erwachte wieder mit Allgewalt und ließ ihr das Blut kochen durch die Adern toben. Sie konnte ihr durch Enttäuschungen verbittertes Dasein, ein Herz, das allen Illusionen für die Zukunft entsagt, Jemand hingeben, der ihr geschworen, daß er, nur von der Glut der Leidenschaft geblendet, ihrer Ehre zu nahe getreten, sie konnte ihr Leben mit dem eines Mannes verknüpfen, der ihr, wenn sie ihn auch nicht liebte, doch eine geachtete Stellung bot, aber einem Lügner und Betrüger in die Hände zu fallen, das Weib eines Mannes zu werden, der nicht einmal einen makellosen Namen besaß — das war entsetzlicher als Alles, was sie bisher erlebt. Im ersten Sturme des wogenden Gefühls wollte sie noch an demselben Abend einen Abschiedsbrief schreiben, aber wie sie sich auch abmühte — sie fand keine Ausdrücke für die Gefühle, die sie leiteten, wenigstens nicht solche, die sie zu motiviren vermochte. Sternheim hatte die Zweifel, die heute wieder in ihr erwacht, mit so gut wie eidlischer Erklärung widerlegt, es war jetzt, wo ihre Verlobung öffentlich geworden, zu spät, Beweise dafür zu fordern, daß er sie nicht getäuscht — ja, wenn jetzt die Verlobung gelöst wurde, so ward der Verdacht bestätigt, den Herr von R. ausgesprochen, sie sei nur eine Komödie gewesen, das Gerücht der Leute zu unterdrücken; Ella's Ehre ward eher durch die Zustimmung zu einer solchen Komödie gebrandmarkt, als von dem Makel befreit.

Nein — ohne greifbare Beweise der Unwürdigkeit Sternheim's konnte sie nicht mehr zurücktreten, aber wie sollte sie sich Gewißheit verschaffen?

